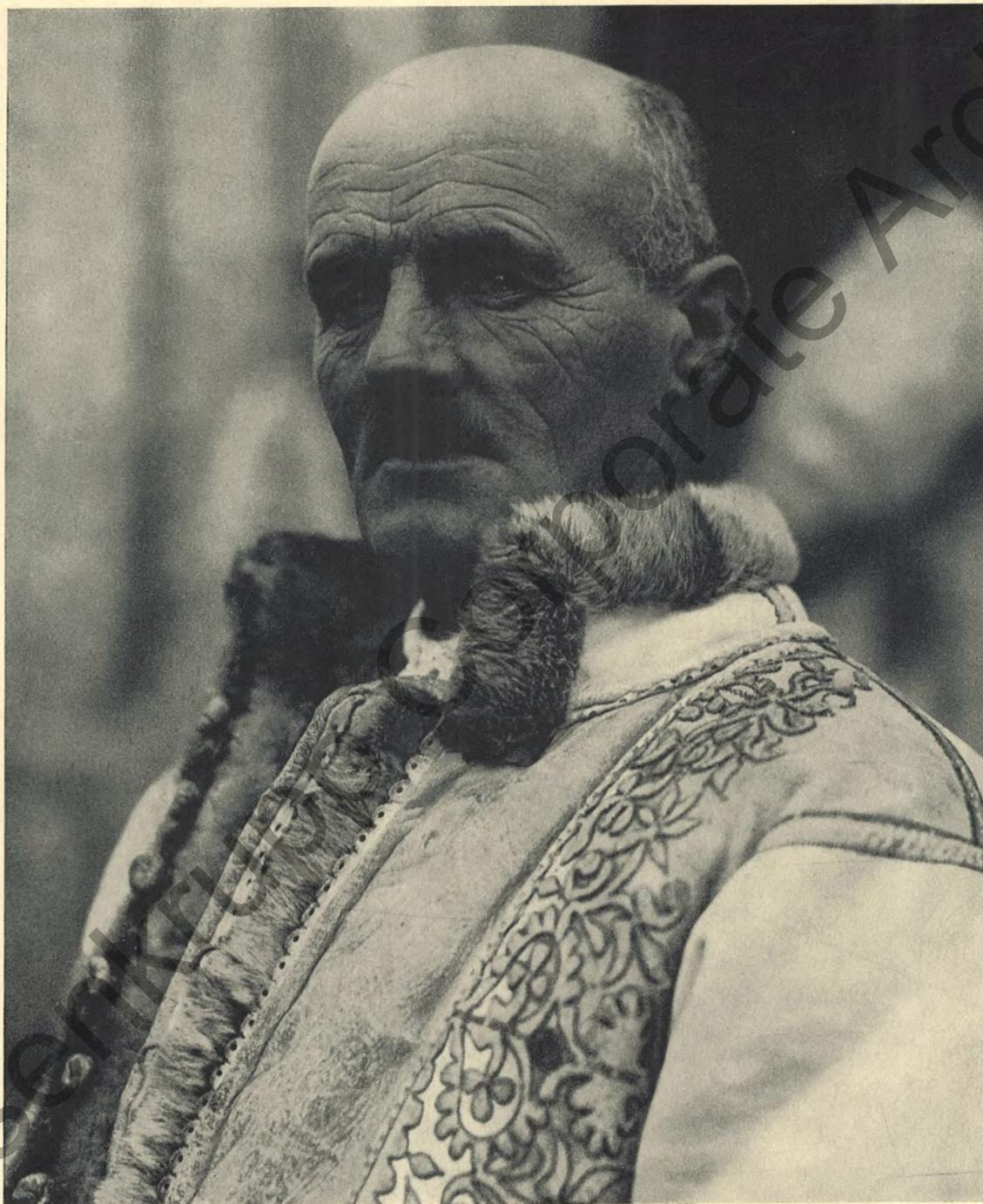


Das Werk



Lichtbild: Hans Reslaff.

Deutsches Volksgesicht im Südosten.

Der Kurator der Kirchengemeinde von Windau in Siebenbürgen.

Monatsschrift der „Bereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XV. Jahrg.

Düsseldorf



August 1935

Heft 8

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XV. Jahrg.

Düsseldorf, August 1935

Heft 8

Vom Gesetz der Zeit.

Wir leben mitten in einem Zeitalter neuer Entdeckungen. Alle großen Epochen sind Epochen der Entdeckungen. Man entdeckte einst, was eine geschlossene Schar von Kriegerern erreichen kann, daß aus ihr Staaten und Weltreiche zu erwachsen vermögen. Man entdeckte einst neue Erdteile. Man entdeckte die Gesetze der Wissenschaft und die Gewalten der Technik. Alle diese Entdeckungen liegen hinter uns, sie sind unser Besitz, unsere Erkenntnis, unser Werkzeug geworden. Heute aber hebt die größte aller Entdeckungsfahrten an: Auf einer rings umgrenzten und entdeckten Welt, deren Bewohner über die ungeheuersten Mittel der Technik und des Geistes verfügen, müssen wir uns selbst, das Volk, die Nation der neuen Zeit und mit ihr das Gesetz der Zeit entdecken, nach welchem wir alle in Zukunft zu leben und zu streiten haben.

Eugen Diesel

(„Vom Verhängnis der Völker“.)

Wohl dem, der seine Ahnen rühmen kann!

Von Adolf Meschendorfer, Kronstadt (Siebenbürgen).

Wohl dem, der seine Ahnen rühmen kann!
Ich rühme mich, ein Siebenbürger Sachse zu sein, einer der Zweihundertdreißigtausend. Wir sind das kleinste Volk Europas, wir haben uns am tapfersten behauptet. Mein Stammbaum geht nur bis in das 17. Jahrhundert. Als Kronstadt niederbrannte, da brannte auch die Geschichte meines Geschlechts. Aber die Kette ist nie zerrissen.

Ich grüße dich, grauer Ahnherr!

Er wird ein Spielmann gewesen sein, ein Hallodri. Denn als die wüsten Sclander, verzweifelte Kerle, um 1150 herum mit Sack und Pack und Morgenstern und gut geschliffenen Messern nach Ostland ausrückten, da nahmen sie auch einen Spielmann mit. Der hatte harte Arbeit.

Mit Art und Eisen krochen sie die vermaledeiten Berge hinauf und hinab, drangen in Sumpf und Moor und tausendjährige Wälder. Wunderliche Laute umschwirrten ihr Ohr, sie hieben sich durch flutende Völker, hoben die schweren großrädrigen Wagen über rauschende Flüsse. Sie beklopften in den eisigen Bergklüften Gestein und Höhlen und trieben Stollen. Doch kosteten sie nur in den oberungarischen Bergen, ließen ihren Samen in Bergmannshütten und Silbergruben und drangen vorwärts.

Der siebenbürgische Wald verschlang sie. Jahre gingen in grüner Finsternis. Der Auerochs stampfte, die Wildgans schrie, verzauberte Pfeile zischten, der Luchs sprang sie an. Sie tasteten vorwärts.

Da wölbte sich mancher Hügel auf dem Weg, und der Spielmann besprengte ihn mit Spruch und setzte die fromme Gabe. Von Wölfen umheult, gebar das Röhrchen die flachsblonde Brut, doch der Spielmann wiegte sie mit Ciapopeia. Wo sie rasteten, da blieben Wiegen von knospenden Städten an allen Gewässern, die zur Donau eilen. Sie drangen vorwärts und wurden überrannt von gewaltigen Nachschüben und flossen wieder ab und richteten sich ein in den weiten Tälern der Karpaten, die sie dann als Heimat erkannten.

So war es damals und tausend Jahre früher, als die römischen Adler mit Flügeln in den sumpfigen Boden gerammt wurden, und wieder später, als Goten und Gepiden dies Land hielten.

Mancherlei Gefellen mischten sich in den wimmelnden Zug, auch windchiefe Kumpene und lockere Vögel. Danach gerieten die Früchte, als die mannigfachen Wässerchen sich in verschiedenen Talkesseln sammelten.

Die Haupt-Hermannstadt am Zibin zog sich die edleren Gewächse, die noch in der alten Heimat höfisch reden und komplimentieren gelernt hatten. Nach Schäßburg nahm man herein die saftigen Holländer vom Niederrhein mit schütterndem Lachen und kräftigen Gerüchen bei Sautanz und Kirchweih. Den Mediaschern erwachsen Mägdlein, die noch einen Tropfen aus der holden Champagne in den Adern rollen hatten und wie die Elstern nach allem Goldglänzenden haschten. Die Bistritzer gerieten etwas saurer in ihrem nördlichen Gau, auch drängten sich hier mancherlei Eigenbröckler; doch haben sie jederzeit in Ehren bestanden. Die von Mühlbach und Broos hatten vom südlichsten Zipfel der Urheimat ein buntes Lüftchen eingefangen und brachten es in einem Luchlein mit; so erfreuten sie sich eines sonnigen Gemüts inmitten ihrer lachenden Weinberge. Die Kronstädter nahmen nur Leute mit hartem Schädel und gewaltigen Prägen, die ja, ja und nein, nein sagen konnten und dabei blieben. Kaufbolde und lodernde Hasser waren ihnen am liebsten; denn sie lagen an der großen Straße nach Morgenland und Abendland und

hatten zwei Gebirgspässe gegen allerlei heidnisches Gesindel zu verteidigen.

So sonderten sich die Ahnen, als sie einrückten, nach Geblüt und Begabung; die ungarischen Könige gaben ihnen schöne Freitume und Privilegien, und sie wählten sich einen Grafen, der alle mit starker Hand zusammenhielt.

Später allerdings, als alle schon in wohlumgürteten Städten mit dicken Basteien lagen und nur darauf achteten, daß kein Blutstremder ihr warmes Nest beschmutzte, flog mancher ihrer Vögel auch in die Nachbarschaft und legte dort seine Eier, also daß nach Jahren Vermirung entstand und heute nur noch der Kenner die guten alten Marken zwischen den eingeschlichenen Spätlingen herausfindet. Mein Ahn, der Spielmann, aber kroch unter, wo man seiner gerade bedurfte.

Als der Mongolensturm heranbrauste und das Land von Millionen Pferdehufen erzitterte, als alle zehn Meilen Rauchfahnen über verbrannten Mauern und Menschenknochen trauerten, da grub er seinem Richter, der mit einem Fähnlein der Wut des ersten Ansturms erlegen war, mit eigenen Händen den Grabhügel, unschritt mit seiner Querpfeife das ehrende Mal und pflanzte darauf zu seinem Gedächtnis einen Rosmarinzweig.

Er war dabei, als die braunen Kumanen und Petschenegen wie Waldfagen an den hölzernen Kirchenkastellen herumkletterten und von den Verteidigern die Todeswunde mitten zwischen die geflochtenen Zöpfe erhielten. Als man das Teufelszeug sammelte und auf Scheiterhaufen verbrannte, damit der Weihrauch gegen den heidnischen Gestank wieder aufkommen könne, da saß er abseits und blies Waldlieder, die ihn wohl die Vögel auf der großen Wanderung durch den Urwald gelehrt hatten.

Er war dabei, als die schwarzen Gewitter vom Bosphorus immer wieder heransflogen, die Sonne verschwand und die türkischen Reiter jeden Kornhalm zerstampften. In den Berghöhlen tröstete er die Flüchtlinge mit süßen Schalmeyen, die ihm noch vom sonnigen Rhein im Kopfe hängengeblieben waren.

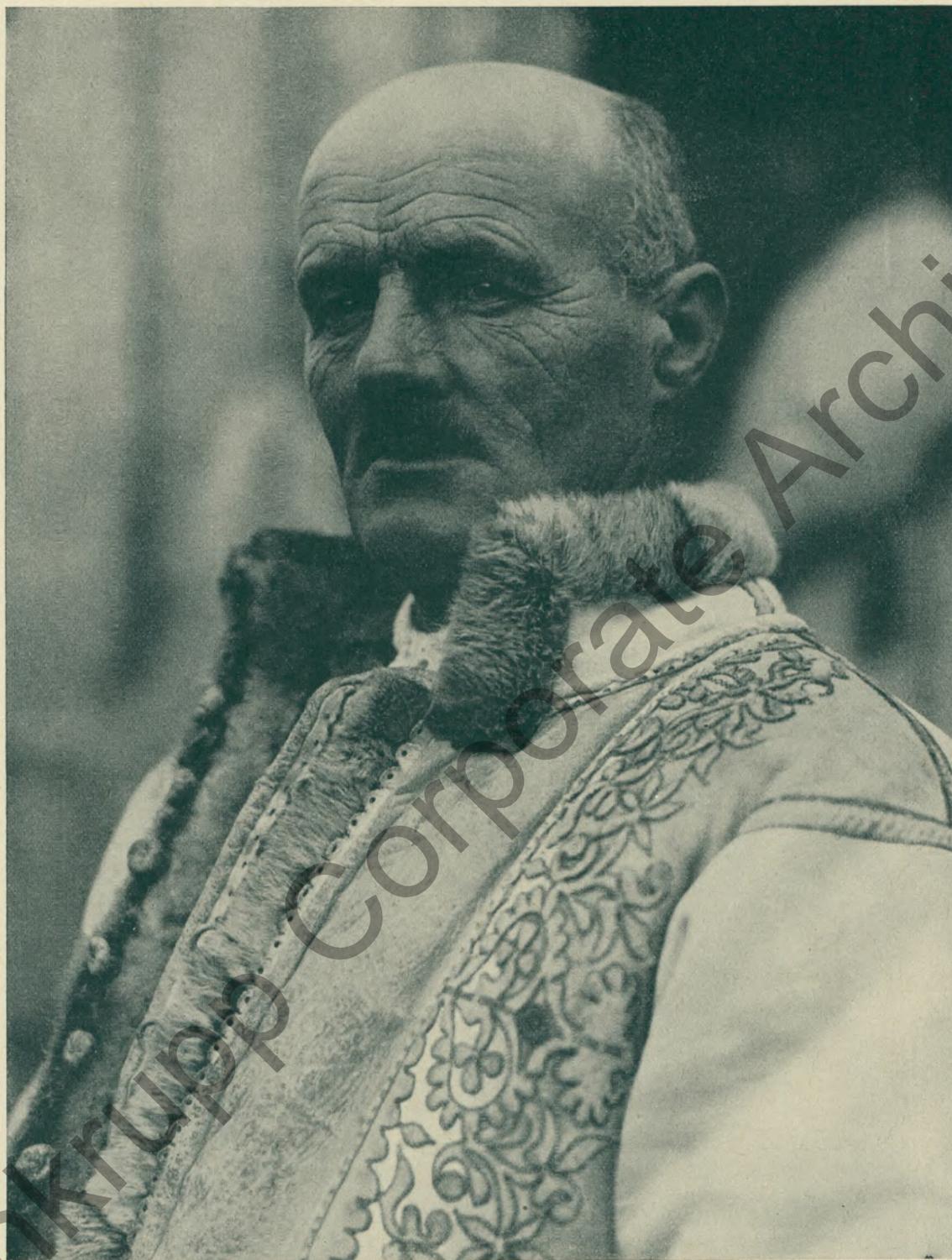
Und er war dabei, als Siebenbürgen ein selbständiges Fürstentum wurde und man die Sachsen als so wichtig im Lande erkannte, daß sie mit den Ungarn zusammen die Gesetze erbrachten, den Fürsten wählten und auf ihrem Königsboden als freie Herren schalteten.

Da blühten die Zünfte, da rollten durch die walachischen Täler hinauf und hinab die bewaffneten Packwagen und brachten Gewürz und Seide und die kostbaren Teppiche für die gute Stube. Der sächsische Stadtrichter geboß in seiner Bemerkung wie ein König, er prägte sein Gold, hob Zölle ein, hielt sich Heereshaufen, führte Krieg und empfing die Gesandten. Wer ihm nicht zu Gesicht stand, dem ließ er einzwanzig den Kopf abschlagen.

Da kamen schwere Zeiten für den Spielmann; geduckt saß er, ein unnützer Gefelle, ein Spaßvogel und Marktschreier, der für ein Schlüßchen die Kranken mit Lachen kurierte.

Denn in dem Schwertergeklirr und den atemlosen Zeiten hatten die Väter die Lust an Kurzweil und zierlichen Reichen auf blumiger Au vergessen, und als sie wieder emporblühten und bei schweren Gastereien den fetten Hanklich mit tiefenden Fingern zerrissen, da war der Spielmann längst als Lorhüter untergeschlüpft und wärmte sich in seinem Stüblein die spindeldürren Beine.

Aber die Kette ist nie zerrissen. Der Türmer spannt weiter am alten Faden, er grüßte mit dem Horn die reitenden Boten und den Maien und das liebliche Fest der Pfingsten.



Lichtbilder: Hans Reklaff.

Der
Kurator
von Windau.
Ein abgerundeter, ganzer
Mann, der die ganze Ge-
meinde nach außen zu ver-
treten und nach innen
zu lenken versteht.

Bildnis eines deutschen Bauernvolkes.

Die Siebenbürger Sachsen.

Von Hans Reklaff.

Es mag etwas auf sich haben, wenn ein kleiner Volksstamm, wie die Siebenbürger Sachsen ziner sind, sich als ein Volk bezeichnet und nicht nur bezeichnet, sondern jahrhundertlang als ein Volk gelebt hat und in politischer und geistig-kultureller Hinsicht wie ein Volk von weit größerer Anzahl auftrat. Bis zum Jahre 1876 haben die Siebenbürger Sachsen ihren

eigenen politischen Staat gehabt, das Gebiet der Nationsuniversität oder das „Eigenland der Sachsen“, das sich in Stühle und Distrikte, also in kleinere Verwaltungsbezirke gliederte.

An der Spitze der Universität, also der gesamten Landsgemeinde, stand der Sachsengraf, vom Fürsten oder Kaiser

bestätigt. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts galt das Eigenlandrecht der Sachsen, das im 16. Jahrhundert verfaßt wurde und auf das zwei reichsdeutsche Universitäten ihr Siegel gedrückt hatten. Vorher herrschte das Recht, das als Codex Altemberger mit seinen bunten Initialen und Goldblättchen heute noch im Bruckenthal-Museum zu Hermannstadt gezeigt wird. 1224 hatte der ungarische König Andreas II. die Versprechungen seines Großvaters Geysas II. im „Goldenen Freibrief“ in Worte gefaßt.

Und die Kirche der Siebenbürger Sachsen, mit dem Generaldechanten an der Spitze, bildete die „Geistliche Universität“. 1550 beschloß die weltliche Universität die Reformation und setzte bald nachher einen Bischof ein. Zu allen Zeiten haben die Siebenbürger Sachsen sich ihre Pfarrer selber gewählt und ihnen den Zehnten gegeben. Der allgemeine öffentliche Schulgang setzte im 16. Jahrhundert ein und galt gleicherweise in der Stadt wie auf dem Dorfe.

Ein eigenes Wehrsystem hat sich bei den Sachsen entwickelt, das System der Kirchenburgen. Es ist nicht von außen herangetragen worden, sondern wurde hier zum System ausgebildet. Befestigte Kirchen gibt es auch in Osterreich und in Franken, wo im Mittelalter der „wilde Osten“ begann. Aber erst in Siebenbürgen fand dieser Wehrbau seine Vollendung.

Wen mag es wundernehmen, daß selbst in der Sprache, in der das Volk fühlt und denkt, eine eigene Mundart sich herausgebildet hat, die zwar zu andern deutschen Mundarten Beziehungen hat, aber nirgends restlose Übereinstimmungen findet.

Aus den bäuerlichen Verhältnissen, die bei der Bestiedlung allein vorhanden waren, wuchsen bald Städte heraus, die sich mit Mauern und Türmen umgaben und in Südosteuropa während der Türkenkriege eine große Bedeutung hatten und das Augenmerk der Christenheit auf sich lenkten. Voran steht die Haupt-Hermannstadt, eine angebliche Gründung des sagenhaften Hermann von Nürnberg. Dann Kronstadt im Burzenland, eine Gründung des deutschen Ritterordens, Bisstriz im Kößnergau im Norden Siebenbürgens, Schäßburg, das siebenbürgische Rothenburg o. d. L., Mediasch, Mühlbach, Broos und Sächsisch-Regen.

Handwerk und Handel, Industrie und Gewerbe sind immer wieder zur Blüte gekommen. Kurz, was ein Volk, das sich seiner bewußt ist und das von Anfang an um Selbständigkeit und eigene Freiheit rang, für seinen eigenen Bestand tun konnte, das taten die Siebenbürger Sachsen. Ja, sie taten noch mehr, sie sammelten Güter für die Zukunft, indem sie große Bergwälder erwarben und für treue Dienste vom König sich schenken ließen, aus deren Erträgnis sie allerlei Nöte zu wenden wußten. Von hier wurden gelegentlich Kriegsabgaben geleistet und zu anderen Zeiten wurden die Schulen unterstützt. Erst nach dem Krieg hat die rumänische Agrarreform diese Wälder — 35 000 Joch groß — enteignet und einen Pappensattel dafür gegeben.

Vor zwei Jahren starb der letzte Sachsengraf, der freilich nur mehr Verwalter des Nationsvermögens war. Aber auch heute besteht rechtlich noch die Nationsuniversität, denn immer noch besitzt sie ihr Nationsgebäude auf dem großen Ring zu Hermannstadt, mit dem Nationswappen und den Fascien in Erz gegossen an einem Balken davor. Und sie besitzt noch Häuser in der Stadt und ein Archiv, in dem die Geschichte des sächsischen Volkes im Zeitlauf der achthundert Jahre, in den Staatsakten und Dokumenten aufgezeichnet, bewahrt werden.

Die sächsische Nation in Siebenbürgen hat im Baron-Bruckenthal-Museum ihre Kunstsammlung, die bedeutendste Bildergalerie des Balkans und ihre Bibliothek von hundertdreißigtausend deutschen Werken, darunter einen ganzen Raum mit Erstdrucken des 15. Jahrhunderts.

Und fragt man, wie groß dieses Volk ist, das durch die Jahrhunderte solchen Lebenswillen bekundet hat? Es zählt heute 230 000 Seelen und wohnt in 250 Ortschaften. Um 1700

hatte es bloß 100 000 Seelen. Es sind Ackerbauern, Handwerker, Schulmeister und Geistliche, Oberlehrer und Rechtsanwältle, Kaufleute und ein paar Industrielle. Mehr arm als reich bei einem Grundbesitz von durchschnittlich 6 Joch. In vielen Dingen rückständig, seit 15 Jahren in innerem Hader und dennoch bei Wahlen mit einer verblüffenden Disziplin an der Urne im Befolgen der Parole.

Neid und Mißgunst blühen und sind sprichwörtlich — und dennoch fanden sich zu allen Zeiten Führer, um die sich das Volk scharte und die dem Volkswillen Ausdruck gaben, dem Willen, der schon in den ersten Siedlern brannte, die aus allen deutschen Gauen nach Siebenbürgen strömten und ein geeintes freies Volk sein wollten und zu denen der ungarische König sagte: „unus sit populus“ Ihr, sollt eine Nation bilden, ob Ihr nun Bayern oder Franken seid, Flamen oder Sachsen. Und sie wurden eine Nation, die ihrer Urheimat die Treue gehalten hat und allezeit halten wird!

Die Tracht.

Die Tracht ist nicht nur Schutz des Leibes, sondern, wie alles, was unter der formenden Hand der Menschen und Geschlechter entsteht, Ausdruck der seelischen Haltung. Wie alles echte Kunstschaffen — und auch die Tracht gehört zum Kunstschaffen des Volkes — aus dem schöpferischen Unbewußten hervorbringt, so ist auch die Tracht Spiegel der Volksseele. Sie paßt sich den gewohnten Bewegungen des Leibes an, sie nimmt Farben und Verzierungen auf, die dem Geschmack des Volkes zusagen, sie wählt Stoffe aus, die dem Wertempfinden des Volkes entsprechen. Wenn auch in früheren Jahrhunderten besorgte Stadtmagistrate Kleiderordnungen herausgaben, so zeigt gerade die Häufigkeit dieser Kleiderordnungen, daß der Gesaltungsdrang des Volkes stärker war, als fluge Abwägungen der gestrengen Stadtväter.

Die Tracht wächst aus dem Volke heraus und mit dem Volke, sie ist eine Angelegenheit der Gemeinschaft, denn die Gemeinschaft und nicht der einzelne bestimmt Form, Farbe, Schnitt und Billigkeit für die Geschlechter, für die Altersstufen, für Amt und Rang, für Fest und Alltag, für Trauer und Geselligkeit. Die Mannigfaltigkeit der Gliederung der Gemeinschaft findet ihr sichtbares Sinnbild in der Tracht. Erst wo der Gemeinschaftsmensch dem bewußten Einzelmenschen weichen mußte, dem Allerweltsmenschen, verdrängte das Allerweltskleid die Tracht.

In den vielen deutschen Dörfern Siebenbürgens, in denen noch wirklich Tracht getragen wird, gehört sie dem Gemeinschaftswillen an, sie ist Trägerin der Gemeinschaft und Ausdruck ihrer mannigfaltigen Gliederung. Aber noch mehr! Sie sondert den einzelnen ab vom Volkafremden, der in demselben Dorf wohnt, und oft schon seit vielen Jahrzehnten, ohne daß er in die Volksgemeinschaft, und damit in die Lebens-, Gefühls- und Glaubensgemeinschaft aufgenommen wurde.

Wer in die Stadt wandert, die Tracht ablegt und das Allerweltskleid anzieht, „kleidet sich aus“. „Sich auskleiden“ aber bedeutet nicht nur das Ablegen der Tracht, sondern das Ablegen der Wertungen, die in der Gemeinschaft Geltung haben, das Ablegen der Empfindungen für Rang, Stufung, Würde, für Herkommen, Ehrfurcht, für Zusammengehörigkeit. Wer „sich auskleidet“, entkleidet sich der Kräfte, die ihn in der Gemeinschaft trugen, an denen er Anteil hatte und ohne die er haltlos wird und im Völkergemisch der siebenbürgischen Städte allzu leicht untergehen kann.

Die Tracht ist mit ein Ausdruck des völkischen Trennungswillens. Es ziemt sich nicht, in der Tracht der Madjaren oder Rumänen je öffentlich aufzutreten, außer in Volksspielen, wo der Rumäne „der Hirte“ und der Ungar „der Husar“ ist, die völkische Würde könnte leiden. Und das ist das Eigenartige, daß der kernige Bauer Siebenbürgens ein überaus zart ausgebildetes Empfinden für die Würde und Rangstufung auch



„Bockelte“ Bäuerin aus Tarlau.

Der rote Schleier wird über die Stirn gelegt und mit „Bockelnadeln“ festgesteckt.

der Völker hat, nicht nur für die der einzelnen oder die der Sippen. Und dies zeigt ganz offensichtlich die Tracht.

Zur untersten Rangstufung gehört der Zigeuner, weit darüber stehen die Rumänen und Madjaren, aber erst die führenden Sippen des eigenen Volkes geben das Maß ab, sie sind maßgebend, an ihnen wird gemessen. Auch dieses hat die Tracht zu zeigen. Daher gebührt dem Orts- und Kirchenrat nicht nur ein gesonderter Platz in der Kirche, sondern auch ein besonderes Festkleid oder eine besondere Zusammensetzung der

Festkleider. Dies kommt in den einzelnen Gegenden Siebenbürgens auf sehr verschiedene Art zum Ausdruck und wechselt oft von Dorf zu Dorf. Die innere Voraussetzung ist aber jedesmal dieselbe.

Wenn in der Hermannstädter Gegend das Schulmädchen ein buntes Häubchen trägt und die konfirmierte Maid den schwarzen Sammetborten mit den langen Bändern, die verheiratete junge Frau den zarten Schleier umlegt, die „Bockelung“ mit den vergoldeten und steinbesetzten Silbernadeln, und



Bäuerin
aus Rode.

die alte Frau das gestreifte, weiße, bauschige Knüpfstuch, so sind die Altersstufen klar geschieden. Oder wenn im Harbachtal die Braut das silbervergoldete „Hestel“ trägt, den Kürspan, das als unmittelbarer Nachkomme der germanischen Rundfibel anzusehen ist, oder im Unterwald den „Borten“ mit der „Sonne“, oder an der kleinen Kofel mit dem „Braustern“, oder in der Repper Gegend mit der „Brautkrone“, so sind das besondere Kennzeichen des „Standes“ und der Würde der Braut. Der „Braustand“, der „Ehestand“, der „Ledigenstand“ haben ihre Sinnbilder, ihre Würde und ihre Ehre.

Und wenn am Hochzeitstag im Harbachtal um Mitternacht der „Borten“ der Braut von einem der nächsten Anverwandten unter feierlicher Rede abgenommen wird, das Ehrenzeichen der unbescholtenen Maid, und die zarte, genetzte, weiße Haube aufgesetzt wird, und das Mädchen nun buchstäblich unter die Haube kommt, so ist das eine sinnbildhafte Handlung, denn es wird nicht vergessen zu erwähnen, daß die unbekümmerte Jugendzeit zu Ende ist und die „Kinderschuhe“ ausgezogen werden und das schützende Nest des Elternhauses verlassen wird.

Wie das „Hestel“ ins vierte und fünfte Jahrhundert zurückweist und die Faltenstickereien am Frauenhemd bis in die Bronzezeit zu verfolgen sind, so haben sich aus anderen späteren Zeiten hochgehenden Erlebens der ärmellose Mantel des 11. und 12. Jahrhunderts, der Schleier des 13. und 16. Jahrhunderts, der verschnürte blaue Männermantel aus der friderizianischen Zeit festgesetzt — um nur einiges anzuführen — und bezeugen, daß mit dem Kleid der Geist der Zeit die Menschen erfaßt hatte, der Geist, der bis heute noch nachwirkt und in manchen Dingen wahrhaft bis in die germanische Vorzeit zurückreicht.

An der echten Tracht wird plötzlich ein vielhundertjähriges Geschehen lebendig, weil es noch vom Leben getragen wird, und ein Schimmer längst vergangener Zeiten leuchtet heute noch auf und deutet auf einstige Hochzeiten im Erleben des Volkes.

Die Kirchenburgen.

Die deutsche Landschaft Siebenbürgens wird durch die Kirchenburgen bestimmt. Oft ragen sie über das Dorf hinaus weithin in die Landschaft und geben ihr den Mittelpunkt. Wehrhafte Art schuf sie, ein Wille des Beharrens, der nicht zur Flucht in die Wälder und Berge drängte, wie bei den anderen siebenbürgischen Völkern. Um die Wende des 13. zum 16. Jahrhundert entstanden sie und boten den türkischen Horden Trost und den deutschen Bauern für all ihre Habe, für Leib und Leben Schutz und Zuflucht.

Kirchenburgen kennt auch das Reich an der einstigen Slawengrenze in Ostfranken und in Osterreich. Nirgends aber hat der deutsche Bauer sie zu einem solch durchdachten Wehrbau ausgebildet, und nirgends waren sie so allgemein verbreitet wie in Siebenbürgen, dem Grenzgebiet des Abendlandes.

Schon die germanische Frühzeit kennt Gauburgen und befestigte Bergplätze. Dieser Wehrwille hat in Siebenbürgen weitergelebt und sich zu einer selbständigen Gestaltung entwickelt. Die befestigten Städte und die Ritterburgen des Nordwestens waren Vorbild im Bau des Mauerwerkes. In der Ausführung, in der künstlerischen Gestaltung, in der Formgebung jedoch kommt der bäuerliche Menschenschlag vollends zur Geltung. Seine Art prägte Linien und Gestalt, so daß die Kirchenburg der unmittelbarste Ausdruck siebenbürgisch-bäuerlichen Bauwillens geworden ist.

Es gibt im wesentlichen vier Arten siebenbürgischer Bauernburgen. Im Unterwald bei Mühlbach die Wehrburg im Tal, einst oft von Wasser umgeben, viereckig mit dem freistehenden mächtigen „Siegfried“ in der Mitte. Hier steht die Kirche oft außerhalb der Mauer, und auf dem Berge oben ist eine zweite Wehranlage um eine Kapelle gezogen. Im Burzenland bei Kronstadt ist außer den Kirchenburgen noch das Wehrschloß angelegt worden, ein einheitlicher, wehrhafter Bau, vorzüglich in Pässen, so auch der Rote Turm im Rotenturmpaß bei Hermannstadt.



Bäuerin aus Neppendorf.

Bau- oder Stuhlsburgen — meist auf hohem Berg, ganz abseits vom Dorf — sind die Bauernburgen in Rosenau, Reps und Kaisd, die nicht nur einem Dorf Schutz boten, sondern ein Heerlager aufnehmen konnten. Auch hier ist die Kirche der Mittelpunkt. Wuchs das Dorf zum Markt und zur Großgemeinde aus, so erweiterte sich auch die Kirchenburg zu vielfachem Mauer- und Turmwerk, wie in Birtshalm und Meschen, so daß es vom mauerumgebenen Wehrturm in kleinen Gemeinden bis zur Stadtburg und den Wehrstädten eine Fülle von Wehrformen gab.

Auch in den Wehrbauten zeigt sich wie in anderen Dingen kein grundsätzlicher Unterschied in Haltung und Grundstimmung zwischen Stadt- und Landbewohner. Größere Siedlungen hatten die Mittel und hatten die Menschen zu größeren Wehranlagen, kleinere Siedlungen taten dasselbe mit ihren geringen Kräften und ihren geringeren Bedürfnissen; aber hier wie dort war der gleiche Wehrwille da und die gleiche zähe Ausdauer, denn es ist oft hundert Jahre lang an einer Burg gebaut worden. Manche wurden überhaupt innen nie fertig, wie die Stolzenburg bei Hermannstadt.



Bäuerinnen
beim
Gottesdienst
in
Stolzenburg

mit dem zur Winter-
kirchentracht gehörenden
„Kürschen“, dessen weißes
Leder mit braunem Fell
besetzt ist.

Gerade Häuserzeilen führen den Berg hinauf, der von der Burg gekrönt wird, oder die Straßen kreuzen sich, und im Schnittpunkt steht die turm- und mauerbewehrte Kirche. Die hohen Giebel der langen Häuserreihe reißen den Blick mit sich, und erst an den Mauern, Türmen und dem hohen Westturm der Kirche bleibt er haften.

Die Mauern sind schwer, aus Feld- und Backsteinen aufgeführt, die Türme niedrig, breit, viereckig, selten rund oder viereckig. Schießscharten sind an Mauern und Türmen angebracht. Meistens haben die Türme ringsherumführende Wehrgänge. Pechnasen am Chor der Kirche und nicht selten auch am Schiff geben ihr ein troziges Aussehen. Der hohe Westturm ist in Stockwerke eingeteilt und nur durch eine schmale Treppe zugänglich. In jedem Stockwerke nach allen Seiten die Schießscharten, nach außen schmal, nach innen zwei Meter breit. Wenige Männer konnten den Turm verteidigen, er war die letzte Schutzwehr, wenn die Burg erstürmt war.

Siedendes Pech und Fett, nicht selten auch volle Bienenkörbe wurden dem Feind zum Gruß hinabgeworfen und nicht nur von Männern. Allgemein kennt man die Mär von der tapferen Burghüterstochter, die die Burg mit ihren Bienenkörben rettete. In der Kirche, meist im Chor, ist der Brunnen. Gelegentlich wird heute noch das Wasser aus ihm geschöpft.

Statt der Bänke stehen vielfach auch heute noch Truhen in den Kirchen, in denen die Bauern ihre Webe aufbewahren. Und unter dem Wehrgang der Kirchenburg hat jeder Hof seine Kornkammer oder im Wehrhaus seine vollgefüllten Kästen. In den Türmen aber hängen heute die Speckseiten, hunderte und mehr, wohlverwahrt hinter doppeltem Schloß. Zu dem einen hat der Burghüter den Schlüssel, zu dem andern der Nachbarvater, denn jede Nachbarschaft hat einen gemeinsamen Speckturm. Es gibt nirgends bessere und sicherere Speckkammern als diese Specktürme der siebenbürgisch-sächsischen Kirchenburgen.

Im Herbst und Winter füllen sich die Specktürme, und im Sommer wird meist Sonntags früh der Bedarf geholt, und

der Schnitt wird im Beisein des Burghüters mit dem eisernen Stempel vor fremdem Zugriff gesichert. Jeder Hof hat sein Zeichen. Ein Stück Speck ist jedesmal der Lohn des Burghüters. Speck und Brot ist die Leibspeise des siebenbürgischen Bauern, und der Speck hat ihm den Spitznamen „Speckfachs“ eingetragen, daher singen die Kinder bei Regenwetter:

Reen, reen dat et schitt,
Dat menj Motter hime kitt,
Dat se mer Brit och Baslisch gitt.

Baslisch och Brit, Speck und Brot, hinter den Wehrmauern sind beide wohlverwahrt.

So schützte und schützt heute noch die Kirchenburg Leib und Seele, in ihr waren die leiblichen und seelischen Schätze aufbewahrt. Und weil hinter den Türmen gleichzeitig auch die Grabstätten sich befanden, die Türme und Mauern für die Bewahrung der Art in eine weite Zukunft errichtet wurden, so war alles beisammen, die Heutigen, die von ehedem und die Zukünftigen, das Leiblichste und das Geistigste; denn nicht selten war in einem Wehrhaus die Schule eingerichtet oder ist mitten in dem Wehrbau neu eingebaut worden. Und darum gibt es schlechterdings kein treffenderes Sinnbild für den siebenbürgischen Bauern als die Kirchenburg. Neben der Burg steht auch der Pfarrhof. Schule, Pfarrhof und Burg gehören zusammen. Die von der Burg sind diejenigen, die mit Wort und Predigt nach schweren Arbeitstagen zu den höchsten Dingen weisen.

Rechte bäuerliche Art aber kommt in der Kirche zur Erscheinung, wenn in feierlichem Ernst Bank an Bank die Frauen in gleicher Tracht und in gleicher würdiger Haltung dem Orgelspiel lauschen. Wie einst im Mittelalter, so ist heute noch in Siebenbürgen der Gemeinschaftsgeist stark genug, Tracht, Haltung, Ausdruck und Gebaren zu bestimmen und trotz der Nähe der Stadt, wie in Stolzenburg, die verschiedene Wesensart des einzelnen doch der Gemeinschaft anzupassen, so daß eine Grundhaltung allen gemeinsam ist.

Die Gemeinschaft aber ist das Uebergeordnete, und ihr hat sich jeder einzelne einzufügen. Der Gemeinschaftsgeist prägt



Kirchenburg von Meßchen,
eine der schönsten und größten Dorfkirchenburgen, die um das Jahr 1500 vollendet wurde.

und trägt die Menschen, er ist stärker als der einzelne, er ist das Überlebende, in das jeder hineingeforen und aus dem jeder nur vom Tod herausgelöst wird. Darum schafft der einzelne an der Tracht, an der Kunst, an sich selber und durch sich selber nur so weit, als der Gemeinschaftsgeist keine Begrenzungen auferlegt. Aber gleichzeitig schützt dieser jeden vor der Vereinzelung und vor dem Herauslösen aus der naturhaften Verwurzelung und gibt jedem innerhalb der Gemeinschaft den ihm zukommenden Rang und die ihm zustehende

Würde. Aber in der Gemeinschaft erst äußert sich das Volkstum und gestaltet sich die Volkheit.

Die vorstehende Schilderung entnehmen wir mit freundlicher Genehmigung von Verfasser und Verlag dem „Bildnis eines deutschen Bauernvolkes“ von Hans Reqlaff, erschienen im Verlag „Grenze und Ausland“, das in fast hundert vorzüglichen Lichtbildern und einen kurzen, das Land und seine Menschen schildernden Abriß Kunde davon gibt, daß in Siebenbürgen, inmitten einer fremdvölkischen Umwelt, ein deutsches Bauernvolk von alter und hoher Kultur lebt.

Herz der Heimat.

Das war nicht ich.

Von Alfred Roth, Hermannstadt.

Das war nicht ich, der jetzt so fröhlich lachte!
Das war mein Urahn fern am Rheinesstrand,
Der jeden Werktag sich zum Festtag machte.

Und der dich wegriß eifersuchtentbrannt,
War jener Ahn, der seinen Freund erschlug
Um eine Dirn im fernen Ungarland.

Doch der dann so besonnen sprach und klug,
Mein Ur-Ohm war's, der vor dreihundert Jahren
Dem grimmen Feind die Stadttorschlüssel trug.

Und dessen Mund jetzt Pfeile jäh entfahren,
Mein Vater ist es, dem sein Stolz verbot,
Beim Spott des Mächt'gern seinen Spott zu sparen.

Ich bin nicht ich — ich hör' ein fremd Gebot
Geheimnisvoll in meines Herzens Pochen . . .
Denn alle meine Ahnen sind nicht tot,
Ich trag sie stets mit mir in Blut und Knochen.

Stiller Herbst.

Von Hermann Klöss, Mediasch.

Diese Tage klarer Freude,
Edlen Reifens, goldner Fülle
Reihn sich wie kristallne, große
Perlen durch des Herbstes Stille.
Während Früchte, selbst sich lösend,
Sterne schweigend niederfallen,
Hör' ich fern im tiefen Lande
Deinen letzten Schritt verhallen.

Zeit geht vorbei . . .

Von Bernhard Capesius, Hermannstadt.

Der Wolken Zug streift meine Stirn,
Der Nebel treibt
Herab zu Tal vom nie erstieg'nen Firn.
Zeit geht vorbei und keine Hoffnung bleibt.

Hoch steht der Baum, den jung gepflanzt
Des Vaters Hand.
Auf seinem Grab im Licht die Mücke tanzt.
Zeit geht vorbei, ist groß und unbekannt.

Was jemals war, wird blasser Schein.
Herz, wappne dich!
Denn nicht einmal das eig'ne Leid ist dein.
Zeit geht vorbei und reißt das All mit sich.

Siebenbürgische Elegie.

Dem Maler Walter Tentsch.

Von Adolf Meschendörfer, Kronstadt.

Anders rauschen die Brunnen, anders rinnt hier die Zeit.
Früh faßt den staunenden Knaben Schauer der Ewigkeit.
Wohlvermauert in Grüften modert der Väter Gebein,
Zögernd nur schlagen die Uhren, zögernd bröckelt der Stein.
Siehst du das Wappen am Tore? Längst verwelkte die Hand.
Völker kamen und gingen, selbst ihr Name entschwand.
Aber der fromme Bauer sät in den Totenschrein,
Schneidet aus ihm sein Korn, keltert aus ihm seinen Wein.
Anders schmeckt hier der Märzwind, anders der Duft vom Heu,
Anders klingt hier das Wort von Liebe und ewiger Treu.
Roter Mond, vieler Nächte einziggeliebter Freund,
Bleichte die Stirn dem Jüngling, die der Mittag gebräunt,
Reifte ihn wie der gewaltige Tod mit betäubendem Ruch,
Wie in grünlichem Dämmer Eichbaum mit weisem Spruch.
Ehern wie die Gestirne zogen die Jahre herauf,
Ach, schon ist es September. Langsam neigt sich ihr Lauf.

Erntetag.

Von Michael Wolf-Windau.

In späte Sommerwochen wehn des Hafers Perlenhalme,
Die gelben Weizenhaufen stehn im Ton der Lerchenpsalme.
Die Schollen atmen herben Ruch aus braunen Ackerbreiten,
Und hoch in hellem Wanderflug die Vögel waldwärts gleiten.

An violetter Berge Rand reift grüne Frucht der Reben,
Und rings im sonnenweiten Land Maisstengel leise beben.
Wie lächelnde Gedanken ziehn der weißen Wolken Träume,
Ich sinke arbeitsmüde hin im Klee der Stoppelsäume.

Und neben mir im Rauscheschnitt des Bauern Sense geht,
Sein sonngebräunt Weib hilft mit — das Hemd im Winde weht.
Zu schweren Garben bindet sie der Halme lose Schar —
Gesegnet ist nach Sorg' und Müh' das heiße Erntejahr!

Versiegt ist längst der Wasserkrug im dürren Sonnenbrand,
Der Gaumen lechzt nach kühlem Zug in Glut und Staub und Sand.
Verrauschend fällt die Hafermahd, der Haufen türmt sich hoch,
Bis ruhig-groß der Abend naht vom blauen Bergesjoch.

Aus „Herz der Heimat“.

4. Jahresgabe der Deutschen Buchgilde in Rumänien.

Ein Musketier in Siebenbürgen.

Von Otto Folberth, Mediasch (Siebenbürgen).

Jrgendein Anlaß führte mich nach Jena. Das Städtchen befand sich gerade in bewegtester Unruhe. Die Burschenschaften feierten ihre lärmenden Stiftungsfeste. Die Häuser waren beslaggt. Studentenlieder klangen in den aufgewühlten Abend.

Auf der Suche nach einem Nachtquartier hatte ich die Hauptstraßen wiederholt vergebens durchquert. Die Hotels und die Gasthöfe waren seit Tagen schon von Freunden und Gästen der Studenten überfüllt. Nun versuchte ich es mit den Herbergen draußen in der Vorstadt.

Endlich erhielt ich den Bescheid: Ja, Zimmer hätten sie zwar keines mehr, aber in einer Dachstube sei ein Bett noch frei. Wenn ich damit Vorlieb nehmen wolle . . .

Der Wirt zündete ein Windlicht an. Das Haus lag dunkel über uns. Als wir ins zweite Stockwerk stiegen, knarrten laut die hölzernen Stiegen.

Oben öffnete er behutsam die Zimmertür, hob das Licht hoch, um zu sehen, welches von den beiden Betten belegt sei, und wies mir dann das andere, an der gegenüberliegenden Wand, an.

„Um den Herrn da brauchen Sie sich nicht zu kümmern. Wahrscheinlich steht er frühmorgens auf, bevor Sie noch wach sind.“

Damit verschwand er und ließ mich mit dem schlafenden Fremden allein.

Ich war sehr müde. Tagsüber war es während der langen Fahrt im Abteil 4. Klasse zeitweilig recht heiß und stickig gewesen. So begann ich langsam mich beim Schein der flackernden Kerze zu entkleiden. Für eine bessere Beleuchtung der Zimmer schien hier ebensowenig Vorforge getroffen zu sein als für die des Treppenhauses. Ich war in eine sehr altmodische, freilich auch ungewöhnlich billige Herberge geraten.

Natürlich beschäftigte mich mehr und mehr die Frage, wer mein Schlafgenosse drüben an der Wand sei. Man verbringt nicht gern die Nacht mit einem völlig unbekanntem, einem nie gesehenen Menschen allein zwischen vier Wänden. Noch hatte er sich nicht gerührt, seitdem ich das Zimmer betreten. Sein Gesicht lag abgekehrt, in ein rotes Kissen vergraben. Die Decke hatte er hochgezogen, so daß mehr von ihm überhaupt nicht zu sehen war als ein kleiner Teil seines etwas strubbeligen Schopfes. Gepäckstücke, die ihm gehört hätten, entdeckte ich nirgend im Zimmer. Und die Kleider des Mannes, die auf dem Stuhl vor seinem Bett hingen, verrietten nicht mehr, als daß er in einfachen, wenn nicht ärmlichen Verhältnissen lebte. Das gab aber damals in Deutschland, in den ersten Jahren nach Kriegsende, erst recht keinerlei Aufschluß, da doch die Mehrzahl der Leute abgerissen herumliefe.

Die Neugierde machte mich unruhig und schließlich trotz meiner Müdigkeit über die Maßen wach. Der Fremde beschäftigte mich unablässig. Ich hätte nichts dagegen gehabt, wenn ihn ein unbeabsichtigtes Geräusch plötzlich geweckt hätte. Ihn absichtlich den Schlaf zu stören, widerstand mir jedoch. Und so, da er bewegungslos liegenblieb, schwand meine Hoffnung gänzlich, an diesem Abend schon das Rätsel, das um ihn lag, zu lösen. Ich beschloß, die Kerze zu löschen.

In dem Augenblick, da ich mich im Bett erhob, um nach dem Windlicht zu greifen, erwachte jedoch der Fremde, wälzte sich von der einen Seite auf die andere und blinzelte geblendet ins Licht. Sofort zog ich den Arm davon zurück.

„Löschen Sie bloß aus!“ erklang es hierauf von drüben, und einige Augenblicke später: „Gute Nacht!“

„Entschuldigen Sie“, wagte ich zu antworten, „daß ich Sie gestört habe. Ich versuchte so leise zu sein als möglich. Eben wollte ich dunkel machen. Gute Nacht, denn!“

„Gute Nacht!“ klang es noch einmal herüber. Und dann blieben wir regungslos liegen.

Das Zimmer lag erst in undurchdringlichem Dunkel da. Sobald sich aber meine Augen daran gewöhnt hatten, bemerkte ich, daß von der Straße her immerhin so viel Laternenlicht durchs Fenster drang, daß ein Teil der Zimmerdecke, der Umriß der dem Fenster gegenüberliegenden Tür und die Tischplatte einen Widerschein davon empfangen. Ich lauschte in der Stille den Atemzügen des anderen. Sie gingen zuerst ziemlich regelmäßig. Dann wieder stockten sie. Und als sich schließlich leise pfeifende, unterdrückte Seufzer von drüben vernehmen ließen, bestand kein Zweifel mehr, daß ich ihm den Schlaf geraubt hatte.

Mein eigenes Hin- und Herwälzen mochte ihn davon überzeugen haben, daß ich ebenfalls wach lag. Ich atmete auf, als er endlich die quälende Stille brach.

„Was hat Sie heute eigentlich nach Jena geführt?“

Ich sagte ihm kurz den Zweck meiner Reise. Dann frug ich zurück, froh, daß er mir Gelegenheit dazu geboten hatte: „Und Sie?“

„Ich? Ja, sehen Sie, das ist so einfach nicht. Ich — suche meine Mutter.“

„Wen suchen Sie?“ — Ich hob den Kopf aus dem Kissen und horchte gespannt noch einmal auf die Stimme von drüben.

„Meine Mutter . . . ja ja, meine leibhaftige Mutter . . . Sie müssen wissen: meine Mutter, die ich noch gar nicht kenne, die ich noch nie gesehen.“

„Ach so!“

Wir fielen in ein beklemmendes Schweigen zurück. Fast zerpflückte es sich aber selbst, und es war klar, daß das einmal begonnene Gespräch fortgesetzt werden mußte.

„Und wieso suchen Sie sie hier und ausgerechnet zur Zeit der Studentenfeste?“

„Ihre Spur, die ich schon seit Monaten verfolge, führte schließlich nach Jena.“

„Sie suchen also lange schon . . .?“

„Seitdem ich um meine Lage Bescheid weiß, mein Herr, und das ist lange her, suche ich meine Mutter, ja ja, und immer vergebens. Aber verstehen Sie das überhaupt? Ist Ihnen die grenzenlose Verlorenheit eines Menschen ohne Herkunft, ohne geringstes Wissen um die, denen er sein Leben verdankt, vorstellbar? Haben Sie je Brot und Wasser der Verlassenheit, solcher Verlassenheit gekostet? Nein, nicht wahr. Ich wünsche es Ihnen auch nicht. Mit den letzten Monaten allein, die ich durchlebt habe, hätten Sie zuviel. Bei Gott, ja! . . . Warum? . . . Sie sind neugierig. Oder nehmen Sie etwa Teil an meinem Geschick? Nun, gleichviel, ich will es Ihnen sagen. Einmal, vor Jahren schon, verstehen Sie, schritt unerwartet und plötzlich über meinen Weg — meine Mutter. Zwar nicht in eigener Gestalt. Aber ich spürte deutlich, daß sie die Hände leitete, die mich berührten. Sie lebt! durchzuckte es mich. Sie ist da oder dort! Einmal wirst du sie doch finden. Das Erlebnis ließ mir keine Ruhe mehr. Als Jahre ergebnislos verstrichen, schlug meine Hoffnung in verzweifelte Ungeduld um. Ich war nach Kriegsende Gärtner geworden. Doch hielt ich es in keiner Stelle längere Zeit aus. In dieser neuen völligen Ungewißheit hätte ich nicht mehr lange leben

können. Nein, nein, nein. Da entdeckte ich durch Zufall eine Spur, die möglicherweise die richtige sein konnte, in Düsseldorf. Sie führte von dort kreuz und quer durch einige Städte Mitteldeutschlands, zum Teil durch solche, in denen ich mich kurz vorher aufgehalten hatte. Plötzlich überfiel und erschreckte mich der Gedanke: Wie, wenn sie selbst auf der Suche nach dir ist! Wenn sie es selbst nicht länger aushielte, allein! Und wenn ihr euch aufs neue nun verliert, weil ihr euch sucht! Da heftete ich mich an ihre Fersen, stürzte ihr nach von Ort zu Ort und bin so gestern nach Jena gekommen. Heute endlich erhielt ich den Bescheid, daß wirklich eine Frau dieses Namens im hiesigen Stellenvermittlungsamte vorgesprochen und auf einem Gutshof in der Nähe eine Stelle angenommen habe. So will ich mich morgen früh mit dem ersten Sonnenstrahl auf die Beine machen. . . .“

Im Zimmer schien es heller und heller zu werden. Und doch waren es nur meine Augen, die sich an das Dunkel gewöhnten. Ich konnte im Halbschimmer, der von draußen hereindrang, bereits den vierbeinigen Holzschimmel neben der Türe, der die Wafschüssel trug, erkennen, und auch die Eisenstäbe der Betten zu unsern Füßen hoben sich schon deutlich vom Hintergrund der hell getünchten Wände ab. Nur die beiden Winkel rechts und links neben dem Fenster, in denen die Kopfenden unserer Betten standen, blieben nach wie vor in schwarzem Dunkel gehüllt, so daß der Fremde stets wie aus einem dunkeln Schachte der Nacht zu mir sprach. Manchmal ließ sich, während er die Worte suchte, die Bewegung einer Hand wahrnehmen, mehr nicht.

„Erzählen Sie doch, lieber Mann“, bat ich nun, nachdem wir eine ganze Weile stumm dagelegen hatten, fast flehentlich den Unbekannten. „Erzählen Sie doch mehr von sich. Sie sehen, mit unserm Schlaf ist es sowieso vorläufig vorbei. Wie kam es denn, daß Sie. . .“

„Nun, wie so was eben zu kommen pflegt. Jrgendwo verlor mich meine Mutter. Gott verzeih ihr die Sünde. War sicherlich ein armer, gehetzter Mensch. Köchin oder so was. Und sie mag viel Müh und Plag mit mir gehabt haben. In einem katholischen Waisenhaus wurde ich erzogen und zum Schuster bestimmt. Mit vierzehn Jahren entlassen. Seither schlage ich mich allein durch. Wissen Sie, was das heißt? Mein Beruf behagte mir nicht. Ich ging lieber aufs Land und verdingte mich als Knecht. Aber die Bauern, Herr, sind hart. Und das Leben mit ihnen ist kein Schäferstündchen. Ich wechselte einigemal meine Herren und hatte noch nicht den Herrn, den ich suchte und brauchte, den guten Herrn gefunden, als der Krieg ausbrach.

Ich wurde natürlich bald eingezogen und in ein Musketierregiment gesteckt. Bin dann im Laufe des Kriegs zweimal leicht und einmal schwer verwundet worden. Aber, glauben Sie mir, es ist nicht der Mühe wert, von diesen Wunden zu reden. Meine Wunden brachten im Gegenteil oft Linderung meiner andern, meiner bitterern Qual. Dieser Not, die mich niemals gänzlich verließ bis zum heutigen Tag.

Ich weiß nicht, wer Sie sind“, fuhr er fort, „und was für Erfahrungen Sie im Leben gesammelt haben. Ich darf aber annehmen, daß Ihnen fremd ist, was mir widerfuhr. Denn, nicht wahr, Sie haben ein Fleckchen auf dieser weiten Erde, das Sie Ihre Heimat nennen. Sie wissen ein Haus, eine Türe, die bereit ist, sich Ihnen zu öffnen. Allenfalls nehmen Freunde, mehr oder weniger aufrichtige, teil an Ihrem Geschick. Ich, sehen Sie, ich stehe da — fahl und warnend wie ein erhobener Zeigefinger, wie ein vergessener Brückenpfeiler in der Flut, ohne Verbindungsbogen zu irgendeinem Ufer hin. Mutterseelenallein. Ist vielleicht Bayern meine Heimat, wo ich im Waisenhaus erzogen wurde? Oder Hessen, wo ich auf den Bauernhöfen arbeitete? Oder Thüringen, wo man mich in Kasernen steckte und an Maschinengewehren

drillte? Mit demselben Recht könnte ich Frankreich meine Heimat nennen oder Rußland, da ich doch jahrelang ihre Erde zerwühlte und ihren Atem gesogen habe. Und nun, ja, dies Leben im Feld! Ich war gesund und ertrug Strapazen. Aber weshalb ertrug ich sie? Weshalb tat ich überhaupt mit? Hatte ich irgend etwas mir Teueres zu verteidigen? Heimat? Nein. Vaterland? Des Heimatlosen Vaterland gleicht einer Mietwohnung. Kaiser? Ich hatte ihn nie gesehen. Volk? Volk heißt, nicht wahr, viele desselben Stammes. Vergrößerung der Familie ins Unendliche. Dem Familienlosen fehlt die Brücke zum Volk.

Und doch war ich kein schlechter Soldat. Ich tat, was man von mir verlangte. Denn Privatinteressen, die mich vom Dienst abgehalten hätten, besaß ich ebenfalls keine. Ja, das Gefühl wurde stärker und stärker in mir, die Kompanie, zu der ich nun schon Jahr und Tag gehörte, und deren Wohl und Wehe sei eigentlich meine wichtigste Familienangelegenheit. Natürlicherweise. Denn sie war die stärkste und dauerndste menschliche Bindung gewesen, die ich bis dahin erfahren hatte. Mit ihr verknüpfte mich gute und böse Lage. Dazu kam, daß die Liebe der andern, der Kameraden, sich tausendfach teilte, auf die Freunde, die Geliebten, die Verwandten zu Hause, auf Städte und Straßen, auf Feldpostbriefe, Liebesgabenpakete, Urlaubshoffnungen. . . . Aber mir, mir blieb allein die Kompanie. . . . Als einziger Mann derselben verzichtete ich, zur größten Bestürzung meines Leutnants, auf den mir zustehenden Urlaub. Wo hätte ich ihn zubringen sollen? In Bayern, Hessen oder Thüringen? In Herbergen, Bordells, Kasernen? Daraufhin erkundigte sich der Leutnant eingehend nach meinen Verhältnissen. Eine halbe Nacht saß ich in seinem Unterstand ihm gegenüber. Er wollte sich meiner hinfür mehr annehmen, sagte er. Und seine Eltern hätten einen Gutshof in der Rheinpfalz. Es werde sich nach Kriegsende dort leicht eine Stelle für mich finden lassen. — Eine Woche später fiel er vor Zwangorod.“

„Und seither trafen Sie keine Menschen mehr, die Ihnen gut gewesen wären, die versucht hätten, Ihnen zu helfen?“ fragte ich ergriffen den Verstummen.

„Doch, doch!“ rief er beinahe laut aus. „Das ist es ja eben, daß ich es einmal noch am eigenen Leibe erfuhr und seither wie verrückt davon bin! Denn seit jenem Augenblick habe ich die Ruhe des Herzens gänzlich verloren und verfolge durch die Dickichte unserer Städte, durch die Irrgärten unserer Meldeämter wie ein gehetzter Hund die Spur meiner Unbekannten, meiner verlorenen Mutter. Ein einziges Mal wenigstens muß ich sie sehen, muß sie mir in die Augen blicken, muß mir Worte sagen wie jene Frau. . . .“

Oh, es war weit weg von hier. Wir waren von Riga elf Tage und Nächte nach Süden, immer nach Süden gefahren. Durch Rußland, Österreich, Ungarn. Im September 1916. Eben hatten die Rumänen uns den Krieg erklärt. Als wir endlich auf einem kleinen Bahnhof raus mußten, sahen wir vor uns in den Horizont gelagert einen blauen Streifen hoher Bergketten. Um den Bahnhof herum, in den Dörfern und Gehöften, lagen Gebirgstruppen. Unsere Offiziere sagten, wir seien in Siebenbürgen.“ —

Als das Wort Siebenbürgen aus dem Dunkel der Dachstube in mein Ohr fiel, schrak ich zusammen. Was mochte dieser Armste in meiner Heimat erlebt haben? Wie mochte sie seinem unsäglichen Kummer begegnet sein? Plötzlich fuhr die Seele meiner Heimat, die so lange fern von mir gewieilt hatte, wieder mitten in mein Herz und nahm Besitz von mir. Ich hatte das Gefühl, nun ganz nahe, geradezu persönlich am Schicksal dieses Menschen beteiligt zu sein und wartete ungeduldig, ohne im geringsten zu verraten, wer ich sei, auf die Fortsetzung seiner Geschichte.

„Sie können sich nicht vorstellen“, erzählte er weiter, „wie

anders und wie neu uns die Welt dort unten umgab nach der langen, langen Fahrt. Ein blauer, reiner, tiefer Himmel sog liebevoll in sich die gelben Felder und die bewegten Berge, die reife Frucht und die dankbare Kreatur. Wir kämpften die erste Nacht auf einer Wiese, gelagert rings um einen mächtigen Strohshober. Aus seinen Flanken zogen wir die goldgelben, frisch gedroschenen Halme, bis wir hüfteshoch in der knisternden Stille standen. Dann warfen wir uns längs hin nieder und ließen die gelben Wogen über uns zusammenschlagen.

Nächsten Morgen begann der Aufstieg ins Gebirge. Auch hier ragten Blumen und Kräuter und Lannenspitzen in ein fast unwirkliches Blau. Aus den klaren, uns entgegenrauschenden Bächen stiegen die Farben des siegenden Herbstes verklärt aus jenseitiger Reinheit hervor. Die Karpaten legen sich hier in einem flachen Bogen um eine Ebene, in die durch den Rotenturmpaß die Rumänen kampfslos eingedrungen waren. Die Aufgabe des bayrischen Alpenkorps, dem unsere Maschinengewehrkompanie zugefeilt war, bestand darin, auf dem hohen Gebirgskamm den Feind zu umgehen und seinen einzigen Rückverbindungsweg nach dem heimatlichen Anmarschraum, die Rotenturmpaßstraße, abzuschneiden. Von der Ebene aus sollte dann der Angriff der Haupttruppe erfolgen und der Feind an die Berge gedrückt und zerquetscht werden.

Marschtage voll geheimnisvoller Sonnenspiele im harzigen Atem des Urwald dunkels, voll märchenhafter Durch- und Ausblicke auf einen farbig-entzückten Gebirgsfrieden sind mir im Gedächtnis haften geblieben. Dazu taufalte Nächte an prasselndem Hirtenfeuer, erfüllt vom Duft kochender Milch und bratender Lämmer. Vom ahnungslosen Feind, der einen Anschlag wie unsern für undurchführbar halten mochte, keine Spur. Also auch keine Gefechte, keine Verluste. Ja, und trotzdem verloren wir uns mehr und mehr in beängstigend zwerghafter Winzigkeit an die Riesenmaße dieser lang und breit und geruhig hingelagerten Bergnatur. Die Kolonne, die vor oder hinter mir einen Hang erstieg, eine Senke hinabglitt, einen Wildbach überfeste, wurde stündlich kürzer, je mehr Sicherungsabteilungen nach links und rechts ausgeschieden, je mehr Verbindungsposten auf der langen Strecke zurückgelassen werden mußten. Und hatte sie am ersten Tage einer Schlange nicht unähnlich gesehen, die sich langsam über die Kämme des verzweigten Gebirgsmassivs schob, so glich sie am dritten noch kaum den kleinen, zuckenden Teilchen eines vielfach zerstückelten Regenwurmes.

Und doch haben diese kleinen, aber räch und kühn vorgeführten Teilchen des Alpenkorps, wenige Kompanien stark, das Schicksal der Ersten rumänischen Armee besiegelt. Am frühen Morgen des 26. September schlossen und verriegelten sie das tiefeingeschnittene, bequeme Tor der Berge, durch das jene das siebenbürgische Becken betreten hatte. Ein zweites Lannenberg, im äußersten Süden der weitgestreckten deutschen Ostfront, bereitete sich vor.

Mit diesem Augenblick begann für uns, nach dem dreitägigen Gewaltmarsch über das Gebirge, die dreitägige Schlacht von Hermannstadt, jenes furchtbare Kesseltreiben um den eingeschlossenen Feind, das mit seiner Vernichtung endete. Wir hatten von den steilen bewaldeten Höhen des Passes das tief unter uns liegende Tal unter Feuer zu halten. Durch dies enge Tal winden sich zu beiden Seiten des reißenden Altstromes Straße und Eisenbahn. Auf ihnen flutete von Norden her der bestürzte Feind Hals über Kopf zurück, Rettung in der Flucht nach der Heimat suchend, von Süden her wälzten sich seine Hilfstruppen durch die Knäuel der Verwirrung heran, uns selbst in den Rücken zu fallen. Ein Ring des Entsetzens schloß sich um unsere Häuflein. Da jagten rasende Trainkolonnen einher und flüchtende Artillerie. Zersprengte Truppenteile aller Waffengattungen preßten sich zwischen ihnen durch und an ihnen vorbei verzweifelt jenen

Engpforten der Berge und des Lebens entgegen, die wir in den Händen hielten. Sie drängten und stießen sich buchstäblich selbst in die Streuegel unserer Maschinengewehre. Haufen von Menschen und Vieh schichteten sich so zu stöhnenden, in Jammer und Todesqual verkrampten Mauern auf, rollten zum Teil ab und stürzten in die Fluten des Stromes. Und einmal, einmal fauchte sogar als apokalyptischer Reiter der Neuzeit mitten in diese Hölle herein ein Eisenbahnzug, wie irrsinnig ununterbrochen schrille Warnungssignale pfeifend. Viele hörten sie zu spät! Auf beiden Seiten. Denn auch unsere Verluste, die im ganzen wohl unbedeutend gewesen sein mögen, hatten unsere lockeren Stößtrupps doch recht empfindlich geschwächt. Und am Abend des dritten Tages waren wir alle am Ende unserer Kräfte angelangt. Da glitt aber auch schon der Feind, soweit er sich zum Angriff überhaupt noch aufraffen konnte, von selbst fast von den steilen Hängen ab, Straße und Eisenbahndamm waren rettungslos verstopft und versperrt, völlig unpassierbar geworden. Die große Verwirrung machte einer großen Erstarrung Platz.

Nach den übermenschlichen Anstrengungen der Schlacht und des vorangegangenen Gewaltmarsches hofften wir auf einige Tage Ruhe. Wir hätten sie dringend nötig gehabt, denn unsere Erschöpfung hatte jene Grenze erreicht, da ihr Bogen drohte überspannt zu werden. Wider Erwarten erhielten wir jedoch Befehl, uns unverzüglich in Marsch zu setzen, aus dem Verband des Alpenkorps auszuschneiden und wieder Anschluß an unser Regiment zu suchen, das aus dem Raume von Hermannstadt im Vereine mit andern Truppen eiligst im Vorrücken auf Kronstadt begriffen war. Dort, hieß es, habe der Feind Boden gewonnen und rücke siegreich vor.

Den ersten Tag schleppte ich mich wie ein Gelähmter, von Stunde zu Stunde gefühlloser werdend, über das ausgedehnte Schlachtfeld des Rotenturmpasses. Den zweiten Tag begann es zu regnen und machte uns unmäßig schwer und aufgeschwemmt. Der gelbe, lehmige Dreck der Seitenwege hing wie Blei an unsern Stiefeln. Den dritten fieberte ich bald, bald fröstelte ich, daß mir die Zähne klapperten. Da spürte ich, daß es über kurz oder lang aus sein werde. Wir gingen durch ein Dorf. Auf einem freien Platz, der von einer niederen Grasnarbe überzogen war, lagen einige dicke Baumstämme. Ich setzte mich darauf und dachte: Hier haben vor kurzem noch die Gänse der Bauern geweidet, wo sind sie jetzt bloß? Dann sah ich mir die Stämme genauer an. Wie gut ließe sich in der Kerbe zwischen den beiden großen da liegen und ruhen! Wenn auch nur fünf Minuten lang. Ich legte mich hin. Sofort fielen meine Augen zu, genau wie die Drehaugen einer Puppe in horizontaler Lage. Als ich sie ein letztes Mal gewaltsam öffnete, erblickte ich vor mir auf dem Platz die hohe, schmale, spitz zulaufende Giebelmauer einer anscheinend sehr alten Ruine. Wie komisch, dachte ich, daß ich sie nicht gesehen, solange ich da stand und saß. Durch ein großes, rundes, nun schon lange leeres Fenster dieser Mauer fiel der bewölkte Himmel, wie durch ein Fernrohr übermächtig angezogen, in mein dämmerndes Bewußtsein. Auf der Spitze des Giebels stand ein Storch und betrachtete neugierig den Durchzug unserer Truppen. Wie sonderbar, dachte ich, wie sonderbar sich das alles im Geiste eines liegenden Körpers spiegelt. Wie wenig die Dinge zueinander gehören! Und dann schlief ich ein.

Als ich die Augen wieder öffnete und mich umsah, schien mir, ich läge in einem Zimmer. Ich schloß sie deshalb sofort wieder und gab mir Mühe, über meine Lage Klarheit zu gewinnen. Aber vergebens, sobald ich sie öffnete, war das Zimmer da mit seiner Balkendecke, seinem Tisch, über dem eine Lampe hing, seinem Fenster, das mit einem Tuch verhängt war. Ich begann mit den Händen rings im Kreise zu tasten — da war kein Zweifel: ich lag in einem Bett. Sogar

ausgekleidet lag ich da. Und meine Kleider hingen neben dem Bett auf einem Stuhl. Daran lehnte die Rüstung: das Koppel mit Seitengewehr und Gasmaske, der Brotsack, der Helm.

Im Zimmer war es mäuschenstill. Kein lebendes Wesen feilte mit mir den halbdunkeln Raum. Meine Gedanken flatterten auf und versuchten, das Rätsel meiner Lage zu lösen, aber sie blieben immer wieder in ihren eigenen Spinnweben hängen. Seit wann hatte ich eigentlich in keinem Bett mehr gelegen? Wann hatte zum letztenmal ein reines weißes Laken wie dieses meinen Körper bedeckt? In den Schützengräben der letzten Jahre nicht und in den Kasernen Deutschlands nicht und in den Stallungen der Bauern nicht, bei denen ich vorher gedient. Und hier nun, im fernsten und fremdesten Winkel der mir bekannt gewordenen Länder, hier, wo aus den Ansammlungen der Menschen ein völlig unverständliches Jüngengewirr mir entgegenscholl, das meine Ohren im geringsten nicht zu deuten verstanden, hier sollte das weiße Bettwunder — Traum so vieler Soldatennächte — an mir in Erfüllung gehen? Hier sollte es Brauch sein, daß man einen Musketier, den's umgeschmissen hatte, in ein Bett steckte und ihn in einem verdunkelten Zimmer seiner Ruhe pflegen ließ? Nein, das war, weiß Gott, nicht zu verstehen. Oder sollte vielleicht...? Ja, ja, der Gedanke ließ sich nicht von der Hand weisen: Sicherlich hatten mich Leute, die uns feindselig gesinnt waren, in eine Falle gelockt!

Da vernahm ich draußen vor der Tür leise Schritte. Unterdrückte Stimmen sprachen miteinander.

„Hallo, Leute! So öffnet doch!“ rief ich hinaus.

Die Tür klinkte auf, und ein durchfurchtes Frauengesicht, von einem dunkeln Kopftuch überschattet, blickte herein.

„Weshalb schläfst du nicht mehr, mein Junge? Dir tut noch viel Schlaf not.“

Die Frau spricht deutsch, dachte ich. Wieso spricht diese fremde Frau deutsch?

Nach ihr trat ein Mann in hohen Stiefeln ins Zimmer. Sein ergrauter Kopf saß etwas wackelig auf den gebeugten Schultern. Auch er streckte beschwichtigend mit seiner Hand entgegen und flüsterte:

„Schlafen! Schlafen! Niemand weiß, daß du da bist. Niemand holt dich. Ruhe dich aus!“

Damit schickten sie sich an, das Zimmer zu verlassen.

„Leute, so bleibt doch“, bat ich nun, „und sagt mir, wo ich bin und wer ihr seid.“

„Wir sind Bauern, sächsische Bauern“, nickte freundlich der Alte. „Und das hier ist unser Haus.“

„Wie aber heißt das Dorf, in dem Ihr wohnt?“

„Kerz.“

„Bist es noch mehr deutsche Dörfer hier außer diesem?“

„Gewiß, gewiß. Sahst du sie nicht auf dem Marsche durch Siebenbürgen?“

„Nein. Keine Spur davon. Wir gingen rings auf den Bergen oben.“

„Ach so!“

„Und seit wann wohnt ihr in diesem Land?“

Der Alte humpelte zum Fenster, strich das Tuch, mit dem es verhängt war, zur Seite, wies auf den hohen gotischen Giebel der alten Kirchenruine draußen auf dem Platz und sagte:

„Seitdem die Mauern da stehen.“

Nun drängte sich das Mütterchen ungeduldig ans Bett: „Willst du essen? Hast du Lust, Milch zu trinken? Darf ich dir etwas Warmes vom Herd holen?“

Ein letztes Mal zuckte es durch mein Hirn: Verrat! Man will dich in diesem Lande vergiften! Aber da spürte ich gleichzeitig den Blick aus dem steinernen Auge des Gotteshauses draußen und den Blick aus den Augen der Bäuerin auf mir

ruben. Mein Mißtrauen schwand. Und ich besaß die Kraft nicht mehr, die angebotenen Liebeserweise auszuschlagen.

Während die Frau vor Freude zwischen Küche und Zimmer hin- und herlief, dieses brachte und jenes trug, saß der Alte auf einem Stuhl und lächelte: „Laß sie, laß sie gewähren! Unsere Söhne stehen mit deinesgleichen im Feld, irgendwo in Galizien, in Italien. Unsere Töchter flüchteten vor Wochen auf Ochsenwagen vor dem eindringenden Feind. Nahmen ihre Kinder, unsere lieben kleinen Enkelchen, mit. Nun hat die Alte niemanden, dem sie gut sein kann. Mach' ihr die Freude, bleibe im Haus, solange du es nötig hast! Deine Mutter kann nicht besser deiner warten als sie.“

„Du mußt gestern sehr müde gewesen sein“, trat die Frau wieder ins Zimmer und nahm sich meinem Bett. „Warst nicht zu erwecken, wie du so dalagst auf den harten Stämmen. Da trugen wir dich herein und legten dich ins Bett. Bist du uns böse, sehr böse deswegen?“

„Gestern“ sagt ihr, gestern? Ich liege zwei Tage schon bei euch und meine Kompanie marschiert?“

Der Alte schüttelte lächelnd den Kopf über so viel jugendlichen Unverstand. Dann sagte er: „Deine Kompanie findest du wieder. Und wenn du zwei, drei Gefechte veräumst, was tut's? Wichtig ist, daß du einmal gründlich zu Kräften kommst.“

„Ja, tu uns den Gefallen und bleib“, fiel auch die Frau immer wieder flehend ein, „bleib bei uns, bis du gesund bist. Mein Sohn, versuch es mit mir, mein Sohn.“

„Mütterchen, Mütterchen, es geht nicht. Ihr seht doch selbst, daß ich nicht ernstlich krank bin. Ich war bloß erschöpft. Nun hat mich der lange Schlaf gestärkt. Morgen spätestens muß ich meiner Truppe folgen. Drei Tage Verspätung auf der Landstraße, oh, das ist viel, das ist sehr viel!“

Und so blieb ich noch Tag und Nacht im deutschen Bauernhaus zu Kerz. Wurde gefüttert und gestreichelt und gepflegt wie jemand, den man für lange Zeiten der Entbehrung entschädigen möchte oder jemand, von dem man Abschied nimmt und möchte ihm eine kleine Wegzehrung noch an Zärtlichkeiten mitgeben. Dabei wußten die Leute nicht einmal von meiner wahren Einsamkeit. Beschämt von ihrer schon zu großen Sorge um mein Wohlergehen, hatte ich nichts davon verraten. Nein, so viel Güte war noch nie an mich verschwendet worden. So viel Liebe hatte sich noch nie über mich ergossen. Mein Herz wurde weich. Und in der zweiten Nacht weinte ich bitterlich in der niederen Stube. —

Damit ist meine Geschichte eigentlich zu Ende“, ließ sich nach einer Pause die Stimme des Erzählers aus dem dunkeln Schacht der Herberge vernehmen. „Denn freilich war ich einfülig genug, schon nächsten Tag meine siebenbürgischen Freunde zu verlassen und meiner Truppe nachzueilen, die ich in der Nähe von Kronstadt, am Rande des Geisterwaldes, erreichte, kurz bevor sie ins Gefecht geworfen wurde. Meine Abwesenheit war während der Marschtage kaum bemerkt worden. In der Hast der kriegerischen Ereignisse hatte niemand Zeit gefunden, sich mit dem Schicksal der Nachzügler zu beschäftigen. So begab ich mich auf meinen Posten, als sei nichts geschehen.“

Und doch hatte ich inzwischen in einen neuen Himmel der Seele geblickt! Und seither, sehen Sie, ist mein Herz unruhig geworden, drängt mich unablässig, der Spur meiner Mutter zu folgen.“

„Wissen Sie“, frug ich, nachdem er geendet hatte, den Fremden, „wissen Sie, wem Sie Ihre Geschichte erzählt haben? — Ich bin Siebenbürger.“

„Wie?“ sprang er auf, „Sie sind Siebenbürger? Dank dir, gütiger Stern dieser Nacht, für dies Zeichen! Ja, nun weiß ich's gewiß: morgen finde ich meine Mutter.“

Aus „Himmel über dem Acker“. 4. Jahressgabe der Deutschen Buchgilde in Rumänien. Verlag Krafft und Drotschiff, Hermannstadt.



Schwabenmädcl aus Milititsch im Banat auf dem Kirchgang.

Deutsche im Banat.

Von Dipl.-Ing. G. Schweisgut (Dortmund-Hoerder Hüttenverein).

Mit drei Lichtbildern des Verfassers.

Als ungarischer Offizier hörte ich in englischer Gefangenschaft, daß in Deutschland noch mehr Leute meines Namens leben sollten.“ Dieser Satz aus einem Briefe, den ich im Nachlaß meines Onkels vorfand, veranlaßte mich, an den Verfasser nach Berlin zu schreiben. Bald hatte ich Antwort aus Filipovo, wohin der Namensvetter, ein Apotheker, mittlerweile verzogen war. Nach Wochen intensiver Forschung konnte ich ihm seine Heimat und seinen Ursprung in Südwestdeutschland bis zum Jahre 1600 nachweisen. Der Dank war eine Einladung, der ich im Jahre 1931 Folge leistete. Und so herzlich waren die Aufnahme und die Bitte, bald wiederzukommen, daß ich zwei Jahre später meine Hochzeitsreise zu diesen guten deutschen Landsleuten machte.

Auf der ersten Reise benutzte ich die Eisenbahn bis Linz; ein wunderbarer Tag mit viel Wolken und viel Sonne ließ mich auf der Donau die sagenumwobenen und geschichtlich bekannten, malerischen Ufer von Linz bis Wien in ihrer ganzen Schönheit genießen. In Wien erinnerte ich mich der Türken Schlacht aus dem Jahre 1683, in der die Türken zum ersten Male geschlagen wurden. Die Türkenkriege zogen sich immer weiter südlich, bis endlich der Friede von Passarowitz die Hohe Pforte auf die Knie zwang.

Der Schreck der langen Türkenkriege steckte den Habsburgern noch in den Gliedern, als sie sich entschlossen, Kolonisten

für die fruchtbare Niederung von Theiß und Donau zu werben. Diese Kolonie sollte dann gleichzeitig ein Bollwerk gegen weitere Einfälle der Türken sein. Über ein Jahrhundert wirkte der Ruf Maria Theresias, und immer neue Scharen von Schwaben verließen ihre Heimat, um in der neugewählten Heimat einen überwältigenden Kampf gegen Seuchen und Überschwemmungen zu führen. In unermüdlichem, zähem Ringen entrißten sie den Flüssen Stück für Stück ihr Acker- und Weideland, und ungebrochenen Mutes bauten sie mehr als einmal nach den verheerenden Frühjahrsüberschwemmungen ihre Ortschaften wieder auf und verstärkten und erhöhten ihre Dämme. Durch weitgehende Kanalisierung und Entwässerung bannten sie die Seuchengefahr.

Fährt man heute durch die von den Schwaben besiedelte Grenzprovinz Vorkriegsungarns — des Banats —, so grüßen einen blühende Fluren und schmucke Ortschaften; aber nichts erinnert mehr an den heroischen Kampf, der hier vor etwa anderthalb Jahrhundert stattgefunden hat.

Diesen Gedanken hänge ich nach, während mich der Zug von Wien über Budapest gen Süden trägt. Eine lang dauernde, peinlich genaue Kontrolle vor und hinter der ungarisch-jugoslawischen Grenze weckte mich von der harten Bank des Zuges auf. Ich gedenke des Friedensschlusses von Trianon, der diese reiche Provinz Ungarn entriß und auch die Schwaben

in drei Gruppen spaltete, die jetzt zu den Ländern Ungarn, Jugoslawien und Rumänien gehören.

In Subotiza, dem früheren Maria-Theresiopel, muß ich nach erneuter gründlicher Kontrolle meines Passes und meines Gepäckes den Zug verlassen und mache mich auf die Suche nach dem Bimmelbähnchen, das mich in die Provinz Bačka bringen soll.

In stundenlanger Fahrt durch die fruchtbare Niederung der Bačka lerne ich durch Unterhaltung mit einem wohlhabenden schwäbischen Bauern den Kampf kennen, den unsere deutschen Brüder und Schwestern gegen die Magyarisierung geführt haben und heute noch gegen die Serbifizierung führen müssen. Mit einem Fanatismus sondergleichen versuchten die Ungarn, das schwäbische Volk im Ungarischen auf- oder, besser gesagt, untergehen zu lassen. Ihre hartnäckigsten Gegner waren in diesem Kampfe die deutschen Lehrer. Das deutsche Schulhaus wurde zum geistigen Mittelpunkt in den einzelnen Ortschaften. Sauberkeit, Zucht und Ordnung, Erhaltung der schwäbischen Trachten, Sitten und Gebräuche, Einführung neuer Erwerbsmöglichkeiten — ich erinnere da an die Einführung der Seidenraupenzucht — waren das Verdienst dieser nimmermüden Streiter. Diesen Widerstand erkennend, entzog der Staat den strengkatholischen Schwaben schon im Kindesalter ihre Söhne, erzog sie in rein ungarischen Klosterschulen und machte sie zu Geistlichen, die dank ihrer Begabung bald sehr hohe Stellen in der Kirche bekleideten. Und diese Deutschgeborenen wurden zum großen Teile wirklich die geschicktesten Vorkämpfer Ungarns gegen das Deutschtum. Erziehung und aufgestachelter Ehrgeiz ließen sie so zu Verrätern am eigenen Volkstum werden. Sie waren im Magyarentum aufgegangen.

Nach dem Kriege nahmen die Serben als erste Lat den Deutschen die Schulen fort. Für 700 000 Deutsche besteht heute nicht eine einzige rein deutsche Schule mehr!

Während dieser Unterhaltung, die mir das Herz schwer macht, reißt sich draußen Maisfeld an Maisfeld. Ab und zu dringt der scharfe Fäulnisgeruch der Hanfswasser durch das offene Fenster herein. Da erzählt mir mein Gegenüber, daß man den Hanf jetzt zum Monopol erklärt habe.

Die Monopolisierung ist überhaupt ein prächtiges Mittel, um den fleißigen Deutschen müde zu machen. Nach dem Frieden von Trianon wurde der Besitz zunächst von den Serben nach oben begrenzt. Die überschießenden Ländereien wurden enteignet und Serben oder Russen dort angesiedelt. Da sann der deutsche Bauer nach neuen Erwerbsmöglichkeiten. Er baute Tabak an, der auch gut gedieh. Schon wurde der Tabak monopolisiert und die Ernte vom Staate zu so niedrigen Preisen angekauft, daß sich der Anbau nicht mehr lohnte. Genau so machte man es mit dem Hopfen und Hanf. Dichte, hohe, schwarze Pfahlreihen in großen Gruppen — die Überreste der Hopfenkulturen — strecken zu beiden Seiten der Bahnlinie traurig und anklagend ihre Finger gen Himmel. So zwingt man die Schwaben, nur noch das anzubauen, was sie zum täglichen Unterhalt gebrauchen. Sie können ihre Arbeitskraft nicht mehr entfalten, und die Gefahr des Versinkens im „Wohlleben“ ist groß.

Ab und zu überqueren wir einen Kanal. Außer den Obst- und Maulbeerbäumen sieht man zuweilen Gruppen von Akazien oder auch einzelne feingliedrige Tamariaken. Sonst immer nur Kukuruz, Kukuruz und nochmals Kukuruz. Und die Leute? Je weiter nach Süden, desto lieblicher duften sie nach Knoblauch. Doch die lange Fahrt nähert sich ihrem Ende. Eine Ortschaft kommt immer näher. Der Zug hält, und ich bin am Ziele in Filipovo. Da steht auch schon der Apotheker mit seiner dreijährigen Herzili an der Hand. Rasch bekomme ich vom Vetter einen Kuß aufgedrückt, und auch Herzili mußte den „gyuri-bačsi“ — das ist Georg-Vetter — „fest drücken“. „Meine Frau, die Emmi,

konnte nicht mitkommen, dich zu holen. Wir haben vor acht Tagen einen kleinen Bugi bekommen, und dem gibt sie halt jetzt was.“ — „Wenn ich das gewußt hätte, wäre ich doch zu gelegenerer Zeit gekommen.“ — „Oh, das macht nichts. Unsere Frauen sind gesund.“ Freudestrahlend kam mir dann im Hof „die Emmi“ entgegen, und auch Nanni, der nimmermüde Hausgeist, stellte sich vor.

Nach einer gründlichen Säuberung meines äußeren Menschen begann jetzt eine Mafskur, wie man sie sich besser nicht vorstellen kann. „Lessek, bietschön, wohns gfällig ist, Plog nehmen! Lessek, bietschön, wohns gfällig ist, zugreifen!“ Diese paar Worte aus einem Gemisch von Schwäbisch und Ungarisch beherrschten die kommenden drei Wochen. Gut, daß ich hier beim Apotheker meinen Magen erst einmal auf große Portionen einstellen kann! Denn als die ganzen „Schwobe“ dann ihren „Deitschlonder“ einmal zum „Paprikasch“ einluden, da freute ich mich, daß der Körper bei diesen Portionen nicht einfach versagte. Endlose Mengen von selbstgekelertem Landwein werden über dem Essen aus kleinen Gläschen verteilt. Und wenn man während des stundenlangen Essens ein- oder auch wohl zweimal ein stilles Orschen aussucht, um Platz für den nächsten Gang zu schaffen, so fällt das weiter nicht auf.

Daß bei dem Leben die Leute alle schlank sind, liegt wohl an der schweren körperlichen Arbeit, der starken Sommerhitze, dem zehrenden Paprika, dem herben Wein und dem unendlich vielen Obst, das man im Laufe des Tages zu sich nimmt. Abends geht's mit den Hühnern auf den Strohsack, und morgens steht man schon mit den Enten wieder auf.

Soweit der Tag nicht durch die Sorge um das leibliche Wohl angefüllt ist, ist das Programm sehr reichhaltig. Besuche werden gemacht und empfangen. Immer wieder heißt die erste Frage, was die Fahrt in die Heimat koste, und die ungeheure Freude, einen „Deitschlonder“ im Dorf zu haben, kommt bei jeder Begegnung zum Ausdruck. Spaziergänge durch den Ort und seine Umgebung zeigen die muster-gültige Bauart von Haus, Hof und Straßen. Steine gibt es fast nicht, und so sind die Häuser meist Lehmfachwerkgebäude. Die Straßen haben nur in der Mitte eine schmale gepflasterte Fahrbahn. Zu beiden Seiten hiervon liegt je ein Sommerweg, dann kommen tiefe Wassergräben und zuletzt der Fußweg mit den Maulbeerbäumen. Wenn das Vieh abends von der Gemeinewiese, dem Hotter, in die Ställe zurückkehrt, die Bauern nach des Tages Arbeit auf den leichten, schmalrädigen Wagen im Galopp oder Trab nach Hause fahren, dann steht in dem feuchten Abendnebel eine meterhohe Staubwand.

Sonntag ist Kirchweih in Brestovač. Schon früh sitzen wir auf unserem leichten Landwagen, und im Trab geht's über Feldwege dem Ziele zu. Einen endlosen Staubschlauch lassen wir hinter uns, und unsere rassigen kleinen Pferde sorgen dafür, daß wir schon bald aussehen wie die Müllerknechte. Weiße Staubmäntel bewahren unsere Kleider vor dem Ärgsten. Ab und zu kreist eine Flasche mit rotem Landwein und läßt mich vergessen, daß meine Sitzfläche und der Rücken besser geklopft sind, als es eine Köchin vermag. Dick geschwollene Stellen auf der Rückseite zeigen deutlich, wo durch die Rückenlehne die Hosenträgerknöpfe ins Fleisch geschlagen wurden. Allmählich mehren sich Gefährte und Fußgänger, die von allen umliegenden Ortschaften zur Kirchweih herbeieilen. Schon sind wir mitten im Ort und bewundern diese prächtigen schwäbischen Volkstrachten, die zu diesem Festtage angezogen sind. Sähe man nicht zuweilen fremdrassige Gesichter, man könnte meinen, man sei in Süddeutschland. Nur deutsch hört man sprechen, und die Welt-politik spielt bei den Männern eine große Rolle. Sie haben einen sehr aufnahmefähigen Geist und ein glänzendes Gedächtnis. Auf die Frage nach der Heimat konnte ich ihnen



Schwäbische Kinder auf der Kirchweih in Brestovač.

nicht viel Gutes aus unserem damals noch so zerrissenen Vaterlande erzählen. Ich schämte mich geradezu, und das merkte man mir an. „Dann ziehen wir mit Ihnen in die Heimat und schmeißen die Lumpen hinaus.“ Schade, daß wir diese „germanissimi germanorum“, diese Deutschesten der Deutschen, wie man gewöhnlich die Siebenbürger Sachsen bezeichnet, nicht im Vaterlande wieder ansiedeln können.

Die Kirchweih ist im vollen Gange. Ein dreimaliger Umgang, voran die kleinen Mädchen mit plissierten, gestärkten, weißen Röcken, die in den Hüften durch die vielen Unterröcke weit abstehen und aus zarten Kindern kräftige Bäuerinnenfiguren machen, beendet die kirchliche Feier. Diese Andacht spricht aus allen Mienen. Aller Prunk der Kirche wird entfaltet. Bauern und Bäuerinnen sind im besten Staat, die Jungfrauen mit hübschem Kopfschmuck oder bunten Kopftüchern, die Frauen mit dunklem Kopftuch. Die Mädchen ohne Kopftuch sind die Ausgestoßenen, die einmal leichtsinnig waren und jetzt entehrt warten, ob sie vielleicht ein gütiges Schicksal doch noch unter die Haube schlüpfen läßt.

Die kirchliche Feier ist beendet. Alles geht über die Hauptstraße, wo zu beiden Seiten in Verkaufsständen Süßigkeiten und Jahrmarktwaren in den schreiendsten Farben laut angepriesen werden. Hier werden die Kinder das vom Besuch zu stiftende Kirchweihgeld los, und schon bald ist ein solcher Radau von allerhand Lärminstrumenten im Gange, daß man es vorzieht, in die Kühle und Ruhe der Häuser zu gehen. Es ist auch Zeit, denn die Frauen sind mit dem Essen fertig.

Wir Männer essen für uns. Die Röcke werden ausgezogen, und es kann losgehen. Eine Hühnersuppe mit zwei ganzen Hühnern eröffnet verheißungsvoll den Reigen, und gerne lasse ich mir den zweiten Teller aufnötigen. Ein ganz vornehmer Duft zieht da aus der Küche herüber: gehackte Paprikaschoten mit Geflügelleber gebacken. Das ist etwas für Feinschmecker! Schon erscheint eine Riesenschüssel mit Händelpaprikasch. Und scharf ist das! Gut, daß es Weißbrot und Wein gibt, um den Brand zu löschen, den diese

Speise auf meiner Zunge auslöst. Es nügt kein Sträuben, ich muß zum zweiten Male zugreifen. Schmorbraten mit Krautsalat, Schweinebraten mit Paprikasalat, und dann ein Puter, der einem auf der Zunge zergeht. Ich bin am Ende meiner Kraft! Nach einer Pause erscheint für jeden eine Riesentasse mit einem Drittel Kaffee und zwei Dritteln Rahm, ganz furchtbar süß. Dazu alle möglichen Kuchen und Leilchen, die der Gast der Reihe nach probieren muß. Weste und Kragen liegen mittlerweile schon auf dem nebenstehenden Bett. Die obersten Hosknöpfe müssen jetzt auch auf, sonst plagen sie ab. Da erscheint das Obst. Viele Sorten Weintrauben, Pfirsiche, Aprikosen, Pflaumen, Apfel, drei Sorten Melonen, frische Walnüsse, Mandeln und in Salzwasser gedämpfte Maiskolben. Ein prächtiges Bild! Man futtert also auch dieses noch. Doch jetzt ist die Dual zu Ende. Wir gehen ins Wirtshaus.

Die Burschen sind auf dem Hof auf der primitiven Kegelhahn schon eifrig bei der Arbeit. Die Mädels in ihren bunten Trachten stehen am Saaleingang. Da setzt die Musik ein. Die Mädchen stürzen in den Saal, bilden eine Gasse, durch welche die Burschen hereinkommen und sich ihr Mädchen aussuchen. Und nun geht's los mit Walzer oder Ländler. Nach dem Tanz gehen alle wieder hinaus, immer Burschen und Mädels getrennt. Der Bursch tanzt, immer den Hut auf dem Kopfe, den ganzen Abend mit seinem Mädels. In der Schule schon bilden die Jungen und Mädchen in jeder Klasse sogenannte Kameradschaften, die sich durch das ganze Leben erhalten. Hat einmal ein Bursche sein Mädels nach dem Tanze auf dem Nachhauseweg „hingeschmissen“, so zwingt ihn die Kameradschaft, wenn er's nicht freiwillig tut, durch heftige und manchmal nicht ganz harmlos auslaufende Schlägereien, das Mädels zu heiraten. Befreit wird meist sehr früh. Muß der Bursch zum Militär, ist er meist schon fest versprochen. Ein Schwabemädels von dreizehn Jahren sagte mir, sie wolle im kommenden Jahre heiraten. Auf meine Frage, ob das denn der Pfarrer zulasse, antwortete es: „Wenn er's nicht will, sag' ich ihm

halt, ich müßt' heiraten." Viel Einfluß auf das Familienleben scheint die Geißlichkeit überhaupt nicht zu haben, wahrscheinlich, weil sie zu artfremd geworden ist.

Für uns naht die Abschiedsstunde. Schnell sind die Pferde eingespannt, und in fröhlichster Stimmung geht's durch den dämmernden Abend nach Hause. Die „Lorelei“, „Am Brunnen vor dem Tore“, „Goldne Abendsonne“, „Guter Mond, du gehst so stille“ und viele schöne Volkslieder singen die Landsleute auf der Heimfahrt. Bald sind wir wieder in Filipovo, und ein schöner Tag mit vielen unvergeßlichen Eindrücken ist zu Ende.

Die nächsten Tage verbringe ich beim Pfarrer in Beprovač und studiere die Kirchenbücher. Wie gut, kühl und ruhig sitzt sich's hier bei dem kleinen, beweglichen, alten Herrn, während draußen eine Hundstagshitze herrscht. Die schönsten Trauben aus dem Pfarrgarten versüßen meine intensive Arbeit. Aber nicht nur die Daten für meine Stammforschung finde ich; vieles kann man zwischen den Zeilen der alten Kirchenbücher lesen. So hat zweimal eine Seuche derart aufgeräumt, daß des Pfarrers Feder vor lauter Eintragungen in das Sterberegister wohl wochenlang nicht trocken wurde. Erst hier, viele tausend Kilometer von der Heimat über fremde Kirchenbücher gebeugt, kommt mir aber auch eigentlich erst richtig zum Bewußtsein, wie recht unser Führer Adolf Hitler in rasskundlicher Hinsicht in der Stärkung des mit Grund und Boden verwachsenen Teiles unseres Volkes hat! Hier, wo mir die Namen sagen, zu welchem Volke die Eheschließenden gehören, finde ich eine geradezu vorbildliche Rasseinheit. Die wenigen Ausnahmen aber geben mir zu denken. Mischehen zwischen Deutschen und Ungarn, Serben, Kroaten, Slowaken, Juden usw. finde ich nur bei den reichgewordenen, den gebildeten Deutschen, den Kaufleuten, Studierten und den höheren Beamten. Sie haben sich von der Scholle gelöst und ihren Rasseinstinkt verloren.

Doch meine Auszüge sind fertig. Ich will wieder hinaus in die Sonne. In Novi-Slankamen warten noch viele Bettlern auf meinen Besuch. Über Verbasz und Karlovicz, der Metropole der griechisch-orthodoxen Kirche, fahren wir immer die Donau entlang auf der Strecke Subotica-Belgrad bis India. Der Himmel ist grau in grau, und es regnet Bindfäden. Nach langem Warten kommt ein Wagen, der uns holen soll. In Chilims gebüllt, fahren wir bei strömendem Regen in den Sonntagmorgen hinein. Nach etwa einstündiger Fahrt klärt sich der Himmel auf, und hoch über Slankamen sehen wir in den Ausläufern der Fruška-Gora ein Denkmal stehen, das zur Erinnerung an die Türken-schlacht unter Prinz Eugen errichtet wurde. Die Marmortafeln mit den Inschriften der einzelnen Heerführer sind von den Serben nach dem Frieden von Trianon zerstört worden, und ihre Bruchstücke liegen rund um den Sockel des Denkmals.



einen Gruß aus der alten Heimat gebracht zu haben, der sie gestärkt hat im Kampfe gegen Fremdländisches und ihnen die Ueberzeugung gegeben hat, daß wir diese Getreuen im fernem Südosten nicht vergessen haben und es auch nicht tun werden.

Schwabenehepaar auf dem Altenteil in Filipovo.

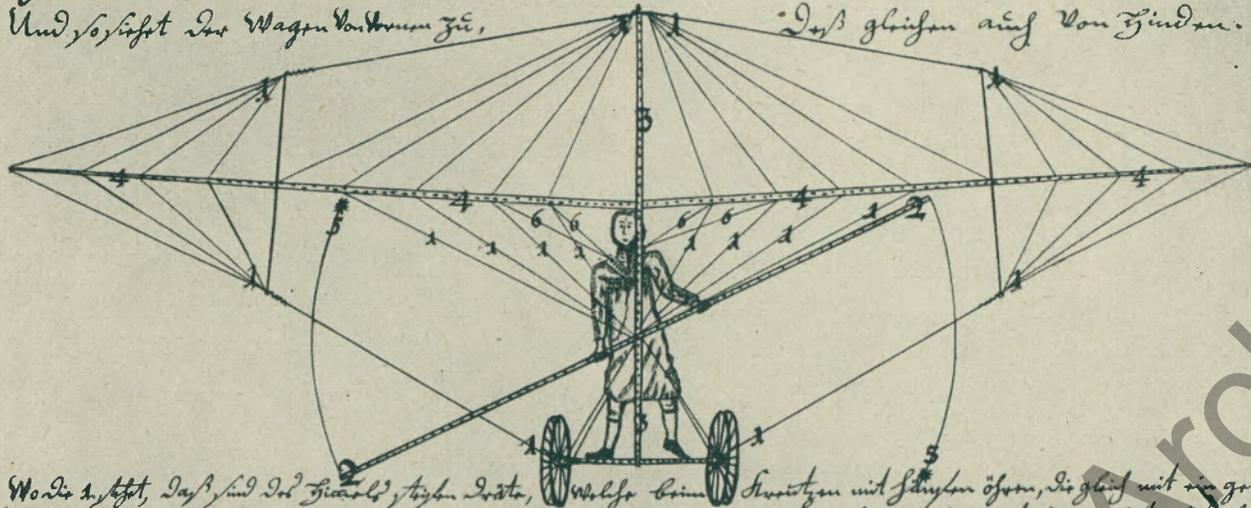
— Doch nun rasseln wir schon über das Kopfsteinpflaster von Novi-Slankamen, halten vor einem sauberen Hof und schälen uns aus unseren lehmverkrusteten Decken. Nach einer herzlichen Begrüßung werden wir, wie das hier landesüblich ist, in das eheliche Schlafgemach gebeten. Am Fuße des Ehebettes steht immer ein Tisch, und an diesen setzen wir uns. Schon kommt die Flasche mit dem „Neien“, „Heurigen“ oder „Olten“, und in dieser bekannten Weingegend können wir wirklich vorzügliche Weine „verkoschten“. Die Unterhaltung dreht sich wieder um die Heimat. Nach dem Essen klart es auf. Da gehen wir durch wunderschöne Rebenhänge im Anblick des Zusammenflusses von Theiß und Donau hangabwärts. Während ich die Kleider von mir werfe und mich in die Donau stürze, ist die Verwandtschaft mit Hagebuttenpflücken beschäftigt. Ab und zu wird einer aus der nie fehlenden Flasche getrunken; aber hier war's nicht Wein, sondern ein äußerst würziger und kräftiger Maulbeerbranntwein.

Die letzten Urlaubstage vergehen im Fluge mit Baden, Schwimmen, Jagen, Laus, Spaziergängen, Besuchen, Essen und Trinken. Das Schlafen auf den Maisstrohsäcken muß man gewohnt sein. Die Schalen der Maiskolben rascheln bei jeder Bewegung derartig laut, daß man die ersten Nächte jedesmal hochfährt. Eine Dampferfahrt nach Belgrad führt uns durch einen großen Ausschnitt des schwabischen Siedlungsgebietes. Der Belgrader Markt zaubert mit seiner Farbenpracht ein unvergeßliches Bild vor unser Auge. Dieses Völkergemisch in buntester Tracht, dazu die Vielfarbigkeit der Garten- und Feldfrüchte ist unbeschreiblich schön. Abends gibt es nach der Rückkehr ein Fischpaprikasch, das bei einem Donaufischer auf dem offenen Feuer in einem Kupferkessel zubereitet wird und köstlich mundet. —

Und nun kommt der schwere Abschied. Das Bimmelbahnchen bringt mich auf der Rückfahrt noch einmal durch alle Dörfschaften, die mir noch vom Hinweg in guter Erinnerung sind. Überall sind die Bekannten auf dem Bahnhofe. Jeder hat mir noch eine Aufmerksamkeit für unterwegs mitgebracht, und in Subotica angekommen, kann ich dem freudestrahlenden Schaffner einen Riesenvorrat an Wein, Schnaps, Zigaretten, gebratenen Enten, Hähnchen, Schinken, Speck und anderes mehr vererben. Der Abschied ist uns allen schwer geworden, und so konnte Prag, das mit seiner deutschfeindlichen Bevölkerung sich im nagkalten Regenwetter vorstellte, keinen besonderen Eindruck mehr auf mich machen. Die Tage bei den Landsleuten waren zu schön, und ich habe das Gefühl, den Schwaben durch meinen Besuch

Und so sieht der Wagen von vorne zu,

Das gleiche auch von hinten.



Wo die 1. steht, das sind die Hängel, stehen hinten, welche hinten hinten mit Hängen offen, die gleich mit ein ge
bunden werden, was man die zu, lassen gestiegen Rücken ein bindet. Das also die stehen hinten hinten, unten und oben
besteht, werden können, 2. die Hängel, 3. die Hängel, 4. die Hängel, 5. die Hängel, 6. die Hängel, 7. die Hängel, 8. die Hängel, 9. die Hängel, 10. die Hängel.
Weil man auf dem Wagen in die Luft
nicht ein steigen, weil es oben leichter, auf der Hängel finden ein wenig aufwärts gebogen, und alle, ist oben
hinten Hängel; was man auf an allen was, fliehet zum vor teillich und fesselt, leicht, vorwärts, das die
Hängel oben, und der Körper unten Hängel. Das sie ist der Hängel, anstatt zu sein, auß, gebildet, stehen, fliehet, brauchbar.

Der Himmelswagen des thüringischen Bauern Melchior Bauer.

Die Zeichnung der Vorderansicht verrät eine auffallende Ähnlichkeit mit der Bauart der ersten Gindecker, die 150 Jahre später ihre Flugtüchtigkeit wirklich erwiesen haben, nur daß Melchior Bauer noch nicht über einen Motor verfügte, sondern den Flugzeugführer selbst als „Motor“ vorspannte, ein Problem, das gerade jetzt durch ein Preisauschreiben der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Luftfahrt wieder akut geworden ist.

Flugzeugtraum eines thüringischen Bauern im Jahre 1763.

Von Bernd Lohse.

„Weil mir's aber nicht alleine am besten, sondern auch an gelagerten steht, so hab ich dieses Wort auch mir in seiner große oder vollkommene machen können.“

Holla so darinn Dr. Königl. Majestät Ansehen, ob es mir also darinn beifühlet, sein Wort.
Melchior Bauer, geboren in Eintrich, Endorf bey Altenburg.

„Weil nun Ew. Hoch-Grätz. Gn. auß, dieses Wort mein meining auß Vorstande haben, und behoben dieses Hängel Wagen zu sein; so dan ich ihn mit Hängel, leicht, ge weis, und was fast tag vorbestimmen; das ich dan mein leben darinn vor Warten, das der Wagen alle be nante groben hält.“

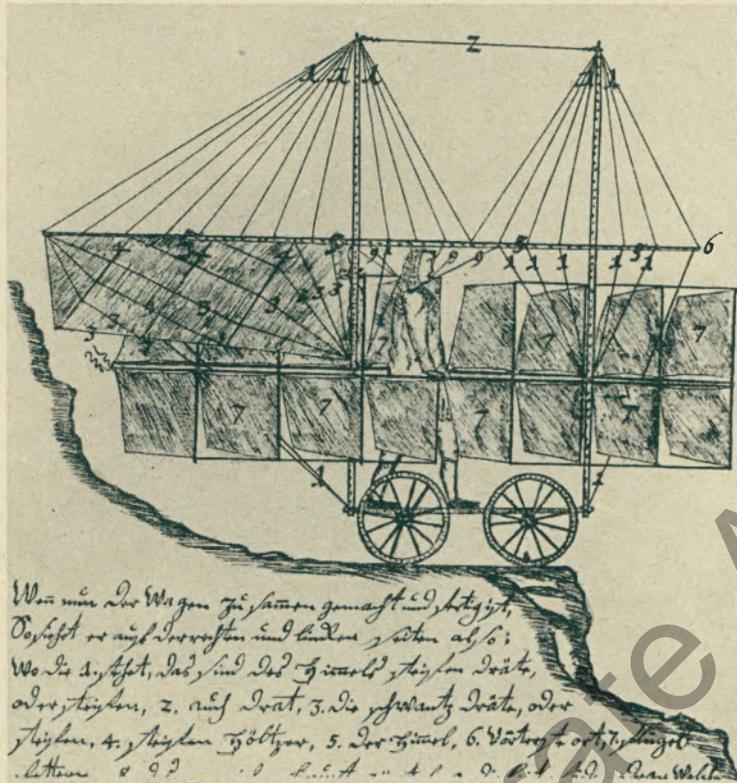
Abschnitt aus der Eingabe an den Grafen Heinrich XI. von Reuß mit dem Schluß des in der Eingabe angeführten Schreibens an Friedrich den Großen.

„Und ob der Worte gleich viel sind, so bestehet es doch auß noch größeren Sachen“,

so schließt der thüringische Bauer Melchior Bauer den ersten Satz eines untertänigen Schreibens an seinen Landesherrn, den Grafen Heinrich XI. von Reuß, in dem er ihn um Unterstützung beim Bau eines selbst entworfenen Flugzeugs angeht. Das war vor hundertsechzig Jahren.

Wer von uns Heutigen die für einen Bauern auffallend geläufigen Schriftzüge der Eingabe entziffert, der muß diesen Worten des Schreibens recht geben. Denn — so seltsam die Durchführung im einzelnen gedacht war — hier finden wir doch in seltener Klarheit die Möglichkeit des Weltverkehrs mit Flugzeugen vorausgeschaut, aber auch Luftangriffe und Bombenabwürfe beschrieben.

Die ganze Denkschrift, für deren Bekanntwerden sich Professor Dr. Friedr. Schneider vom Thüringer Staatsarchiv in Greiz in dankenswerter Weise eingesetzt hat, bietet einen technisch und kulturgeschichtlich gleich reizvollen Einblick in die Pläne eines Utopisten, von dessen eigentlichem Lebensschicksal wir leider kaum etwas wissen. Er wurde am 19. Oktober 1733 als Sohn eines Bauern und Gärtners in Lehnitzsch bei Altenburg geboren; alles übrige müssen wir aus seiner Denkschrift entnehmen. Und das ist, was seinen Lebenslauf angeht, wenig genug. Wir erfahren nur, daß er seine Idee eines „Cherubwagens“ (oder Segelflugzeugs, wie wir es heute nennen würden), die ihm nach seiner Angabe „Gott durch seinen allmächtigen und weisen Geist von Kind an bey gebracht und angehenget“ hat, dem König von England und Friedrich dem Großen anbieten wollte, und zu diesem Zweck sich sowohl nach London als auch nach Potsdam begab. In beiden Orten erlebte er eine gründliche Abfuhr; seine Beschreibung der mißglückten Versuche ist so fesselnd und in ihrer lakonischen Resignation so rührend, daß sie hier im Wortlaut wiedergegeben werden soll:



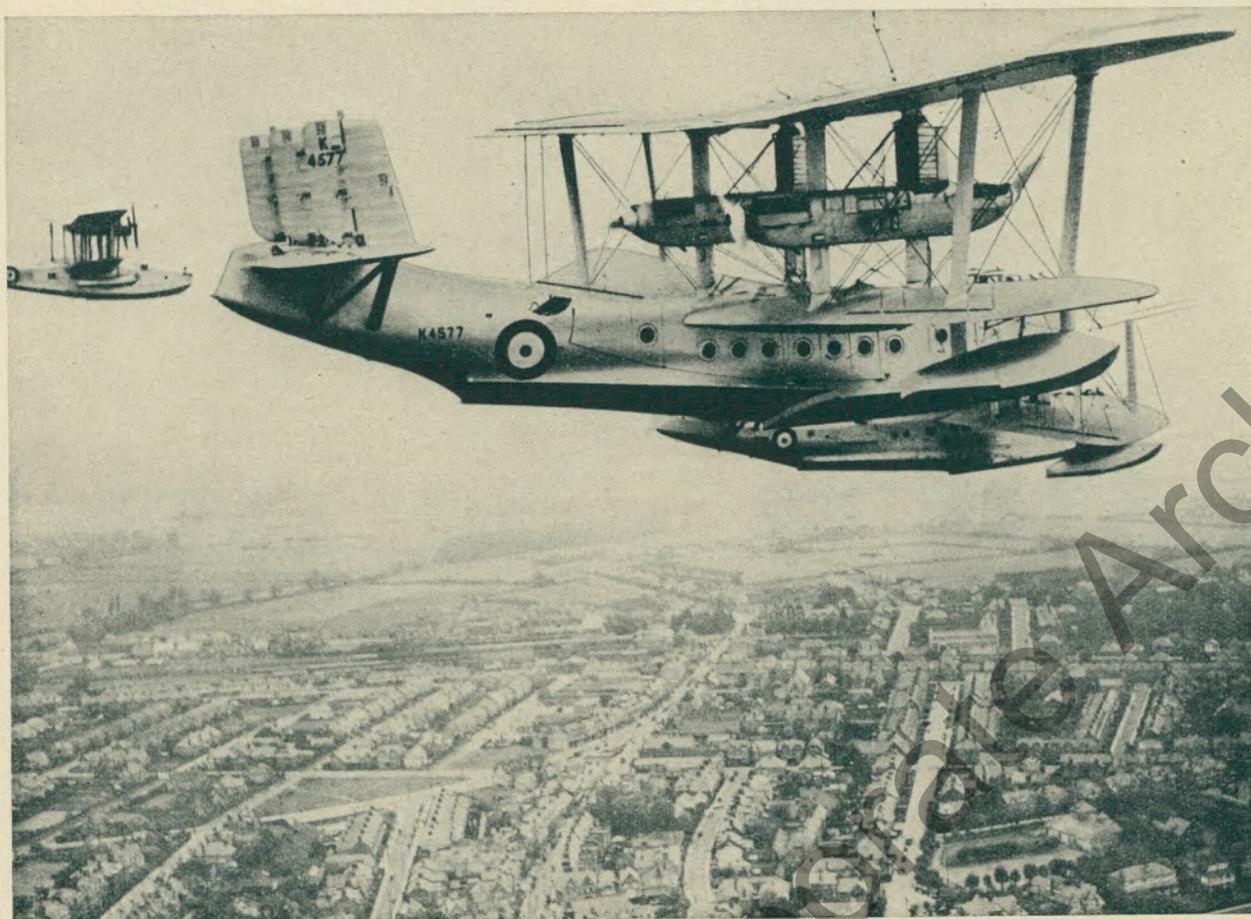
Seitenansicht
des „Flugwagens“
dessen Start, ganz ähnlich wie
der unserer neuzeitlichen Segel-
flugzeuge, von einem Berghange
erfolgen sollte.

Lichtbilder: Archiv Lohse.

„Denn da ich solches, 1763 in London, bey einem memorial schreiber offenbarte, Wie er an den König schreiben sollte, sprach er: Ich nähm nicht 500. pfund sterlinge, und offenbarte dem König solche Narrheit. Ihr wäret wohl der Erste, und größte, unter allen Menschen auf Erden, wenn ihr das alles Könntet. Und Sr. Königl. Majestät in Preußen Konnten mir auch nicht glauben; denn ich hatte die Figuren von der Kunst nicht dabey gezeichnet, Sondern nur mit dieser schriftmeldung da von gethan, Welche auch hier folgen wird. Wie ich sie zur selben Zeit geschrieben hatte. Aber der geheime Kriigs-Rath Knorr, Welcher dem Könige die schrift von meinert wegen über gab, sprach sehr Viel mal: euch hat das hitzige Fiber den Kopf verderbet; item: wenn ihr das thun könntet, der König ließ euch euer leb Tage, in einer gantz gültenen Kutzschen fahren, und ihr dürftet nie wieder zu Fuß gehen, wenn ihr sonst nicht wolltet: denn das könnt ihr Narr euch vorstellen, das es mehr werth wähere als ein König-Reich: denn da durch könnte der König die gantze Welt unter sich bringen: Item: Es sind wohl Klügere als ihr über den Sachen gewesen, die studieret und mehr gelernt haben als ihr, ihr närrischer Mensch; und die habens doch nicht zum stande gebracht. Item: lieber mensch, ist euch nun nicht angst um euren sinn? Ich bedaure euch doch von hertzen, das ihr ein solch verrücktes schicksal, in euren Kopf gefast habt; denn ihr seyd doch von ansehn ein gantz hübsch-vernünftiger mensch; Wenn ihr mir die schrift nicht geben hättet, hätte ich nicht geglaubt, das ihr ein so großer Narr wäret; und brächtet mich beim König in so übel ansehn, als einen Rath, der allen Dreck zusammenraft, und trägt ihn vor seinen König, das er da auß rüchen soll. Das war also meiner Hofnung Ende.“

Mit diesen Worten schließt der Bericht von seinen Irrfahrten. Wie sah nun das Fahrzeug aus, das Bauer konstruieren wollte? Nach den Vorschlägen, die er dem reußischen Grafen machte, sollte es aus Holz, gemirkter Seide und messingnen Drähten in etwa drei- bis viermonatiger Arbeit herzustellen sein. Ja, er erbot sich sogar, zunächst statt Seide Papier zu verwenden, so daß der eigentliche Bau nur noch zehn Taler Kosten verursacht hätte. Das Feuerste wäre dann der Bau eines Hauses auf hohem Berge gewesen; dort wollte er sein Fahrzeug in aller Heimlichkeit fertigstellen.

Er stellte sich das Flugzeug als eine Art Gleitflieger vor; Menschenkraft sollte zwei Flügel bewegen, die einen leichten Wagen erst ein Stück auf der Erde fortbewegen und dann sanft gleitend in die Luft erheben sollten. Allerdings sucht er die Begründung seiner Idee und ihrer Durchführungsmöglichkeit nicht in technischen Überlegungen, sondern — in der Bibel. Es sei Gottes Rat, so sagt er, daß die Menschen drei Wege gehen: auf Erden, zu Wasser und in der Luft, so daß, wenn seine Erfindung ausgeführt sei, die Menschen nicht mehr hinter den Fliegen und Mücken zurückzustehen brauchten. Dabei wurde seine Vorstellungswelt außerordentlich beeinflusst durch die Schriften Moses', des Königs Salomo und Hefekiels, und auf den in der Bibel erwähnten „Gnadestuhl“ und den „Cherubwagen“ beruft er sich immer wieder. Und auch beim Verwendungszweck sieht er hauptsächlich religiöse Ziele: der fliegende „Triumphwagen“ soll den Heiden Gottes Wort bringen, über antichristlichen und abgöttischen Völkern und Städten jedoch zentnerweise Feuer, Pulver und Steine abwerfen. Hundert Pfund soll dabei der Flugwagen, der selbst 45 bis 50 Pfund wiegt, außer einem Menschen tragen können. Für den Flugsportler von heute ist dabei interessant, wie Bauer besonders das Singen und Rauschen der Luft in Drähten und Verspannungen beschreibt, obwohl es ihm doch nie vergönnt gewesen ist, dieses Hohelied der Luft zu hören. Ist aber auch sein utopischer Flugwagen nicht Wirklichkeit geworden — die vergilbte Handschrift im Archiv zu Greiz bewahrt doch seinen Namen und seine Ideen auf und läßt den thüringischen Bauern in unserem Gedächtnis fortleben als einen Bruder des Schneiders von Ulm, einen Propheten deutscher Luftfahrt.



Weltbild.

Das größte englische Militärflugzeug, das sechsmotorige Short-Flugboot.
Gewicht 640 Zentner, Spannweite 36,6 Meter, 10 Mann Besatzung, Flugbereich rd. 2000 Kilometer.

Die Luftwaffe verändert den Seekrieg.

Die Fliegerwaffe hat auch in der Seekriegsführung einschneidende Veränderungen zur Folge. Die Marinen suchen deshalb neue Erfahrungen im Zusammenwirken der beiden Waffen zu sammeln. Bei den letzten großen Manövern der amerikanischen Flotte, an denen fast 500 Flugzeuge teilnahmen, spielte die Frage der Bedeutung der Luftstreitkräfte für die Seekriegsstrategie sowie die Seekriegstaktik eine große Rolle.

Von Major a. D. Laymann.

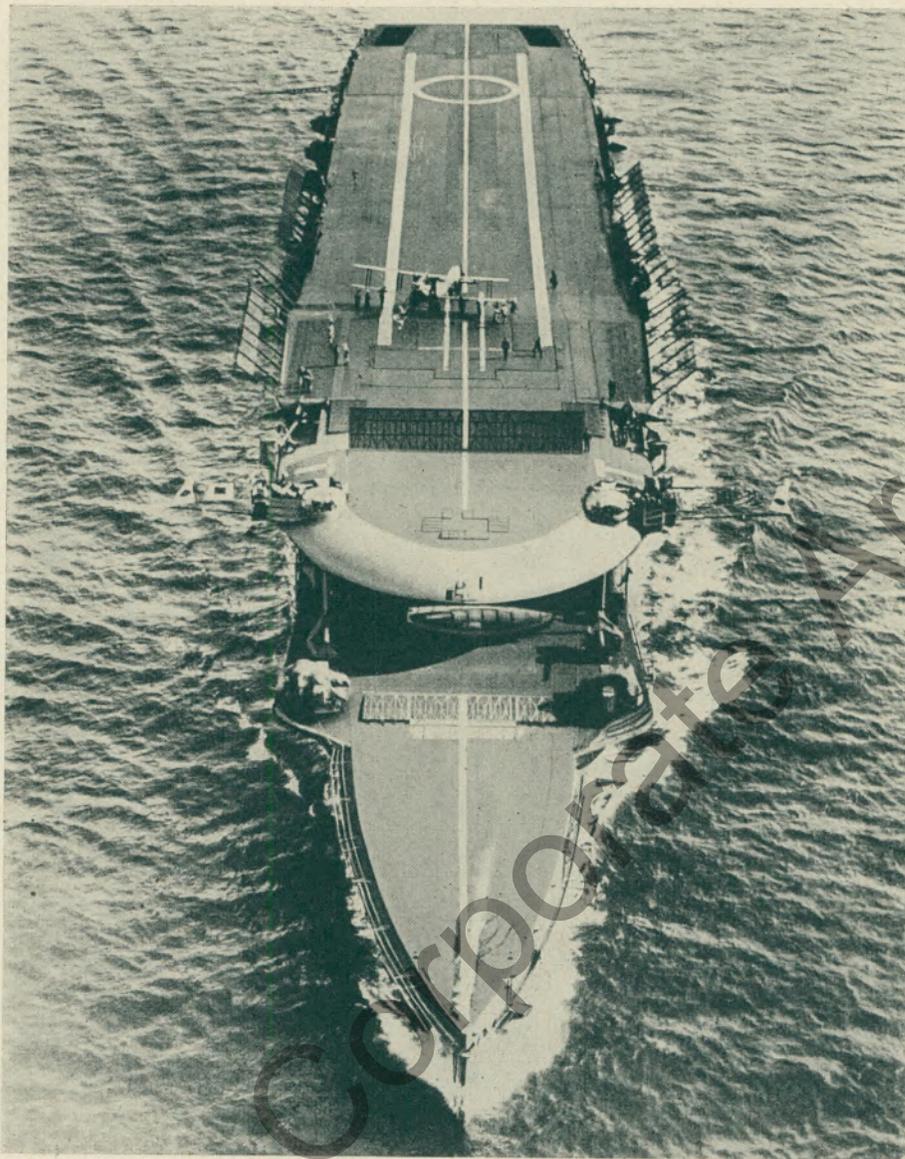
Während für die Verwendung der Luftwaffe im Landkrieg auf einer vierjährigen Kriegserfahrung weitergebaut werden konnte, fehlte diese Vorbedingung für den Seekrieg fast ganz. Nach anfänglichem starkem Auseinandergehen der Meinungen steht jetzt auf Grund von Manövererfahrungen fest: Der Einfluß der Fliegerwaffe auf den Seekrieg ist sehr groß. Die Flotte, die die Ueberlegenheit in der Luft hat, wird wahrscheinlich auch die auf dem Meere erringen.

Drei Gebiete sind es, auf denen durch Verwendung der Luftwaffe große Veränderungen eingetreten sind: Aufklärung, Schußbeobachtung und Kampfbeteiligung.

Früher war die Aufklärung, mochte sie von der Kommando- brücke oder der Mastspitze, dem „Krähennest“, erfolgen, mochten die Aufklärungsfahrzeuge noch so große Geschwindigkeit haben, stets an das Schiff gebunden. Jetzt erfolgt sie vom Flugzeug aus. Der Unterschied hierbei sei durch zwei Zahlen erläutert. Der Radius des Beobachtungsgebietes, das vom Ausguck, der höchsten Mastspitze eines Schiffes (bei 25 Meter Höhe) zu überblicken ist, beträgt 19 Kilometer, der des Beobachtungsgebietes eines Flugzeuges in 600 Meter Höhe 93 Kilometer, bei beiden Zahlen beste Sichtigkeit vorausgesetzt. Bei noch größerer Höhe des Flugzeuges wächst zwar

das Beobachtungsfeld, es sind aber keine Fahrzeuge mehr zu erkennen.

Da die Aufklärungsflugzeuge nicht unmittelbar bei der Flotte bleiben, sondern nach allen Seiten vorstoßen, und zwar mit einer den schnellsten Schiffen um das Vielfache überlegenen Geschwindigkeit, so wird der Anmarsch des Gegners meist schon von weit her gemeldet werden. Das Moment der Überraschung, das im Seekrieg jahrhundertlang und auch noch während des Weltkrieges eine wichtige Rolle spielte, ist in Zukunft außerordentlich erschwert. Mit dieser Tatsache müssen sämtliche Marinen bei ihrer Gefechtsführung rechnen. In ihre Erwägungen können sie aber gleichwohl als günstige Faktoren einstellen: diesiges Wetter, die Nacht und die eigenen Luftstreitkräfte. Ersteres hat, wie die Flottenmanöver der letzten Jahre beweisen, schon manche Überraschung gebracht. Auch darf man nicht vergessen, daß das Flugzeug vorläufig noch fast nachtsblind ist, während die Bewegungen der Schiffe mit der gleichen Schnelligkeit und Sicherheit der Wegfindung ausgeführt werden wie am Tage. Diese schnelle Verschiebbarkeit der Schiffe macht es den Flugzeugen besonders nach langen Nächten schwer, bei Tagesanbruch schnell wieder Fühlung mit der feindlichen Flotte zu erhalten. Drittens sind



Der modernste englische Flugzeugträger „Furious“.

Lichtbild: Flugarchiv Bohm.

es die eigenen Luftstreitkräfte, die dem Gegner die Aufklärung erschweren oder gar unmöglich machen.

Mit der steigenden Entwicklung der Fliegerwaffe wächst naturgemäß auch das Streben, die Aufklärung immer weiter auszudehnen. Hierdurch entstanden die Flugboote, die unabhängig von der Flotte wassern und von See wieder aufsteigen können. England zeigte bei der großen Fliegerschau in Hendon 1933 ein Flugboot, damals das größte militärische Flugzeug der Welt; Gewicht 32 Tonnen, Länge 9,1 Meter, Spannweite 36,6 Meter, Unterkunft für 10 Mann Besatzung, Flugbereich 1200 englische Meilen. Jetzt sind die Amerikaner hierin führend. Das USA.-Marineministerium beabsichtigt, wie United Press meldet, in allernächster Zeit dreißig neue große Flugboote, sogenannte „fliegende Schlachtschiffe“ einzustellen. Es handelt sich um achtmotorige Flugzeuge, bestückt mit sechs überschweren Maschinengewehren, einer Bombenlast von 2 Tonnen und einem Aktionsradius von 3000 engl. Meilen. Die Besatzung besteht aus 82 (!) Personen. Versuchsflüge mit der Maschine X 33 d I wurden vor einiger Zeit durchgeführt.

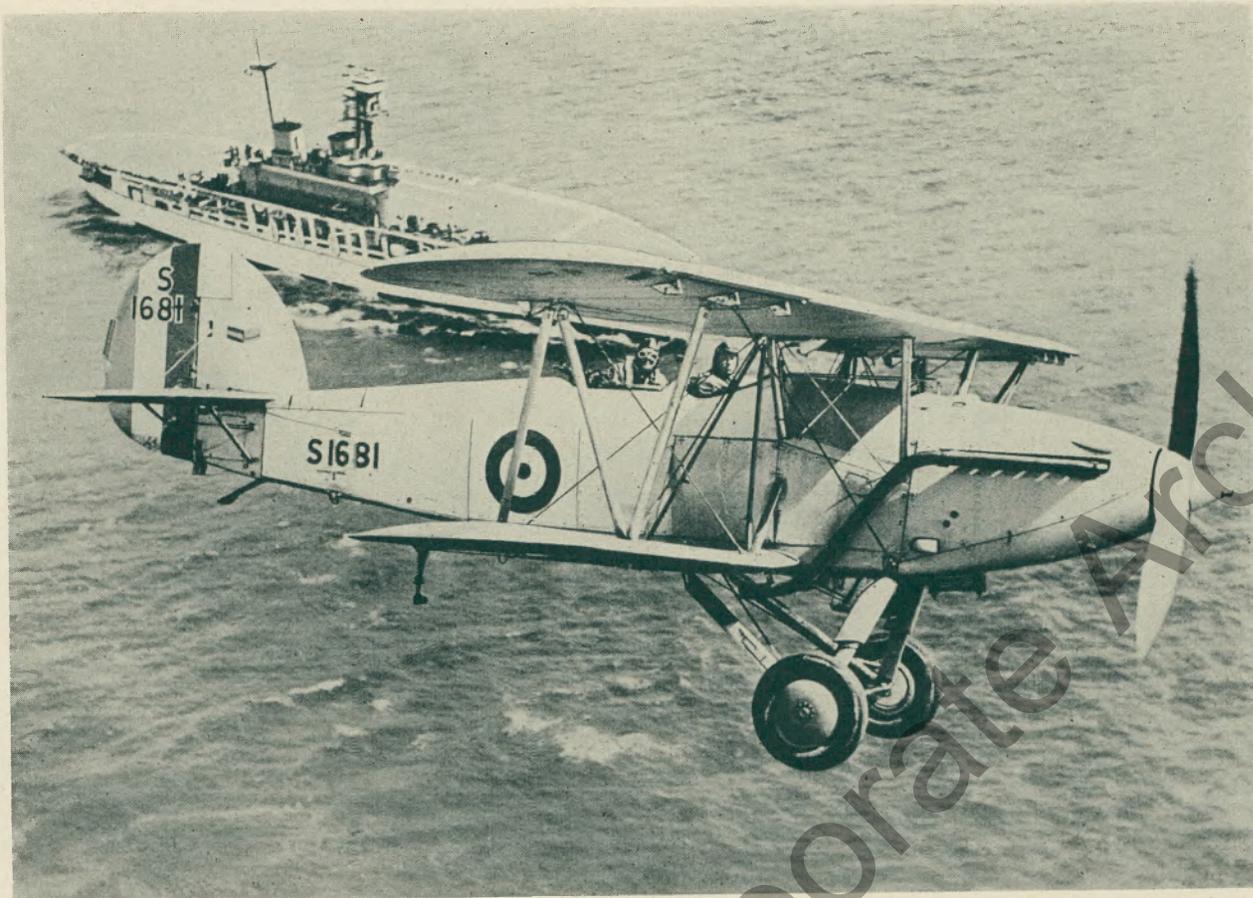
Bei der Bedeutung der Luftwaffe für die Entscheidung auf See suchen beide Parteien ihre Flieger unter möglichst günstigen Bedingungen zum Kampf um die Überlegenheit in der Luft einzusetzen. Man muß hierbei zwei verschiedene Arten von Kriegsschauplätzen unterscheiden: Küstenmeere und Weltmeere. Bei den ersteren, wie zum Beispiel Nordsee, Mittelmeer, können die Flieger zum Teil von Land aufsteigen. Daher

die Verschlechterung der Position der Engländer im Mittelmeer auf Malta gegenüber den langen Küstenstrecken Frankreichs und Italiens auf europäischer und auch auf afrikanischer Seite.

Auf dem Weltmeer dagegen müssen beide Flotten ihre Flugzeuge zunächst an Bord mitführen. Hierin liegt die Bedeutung des neuen Schiffstyps der neuen Flugzeugträger, deren Vernichtung eines der wichtigsten Ziele der Gegenpartei bilden wird. Die Größe dieser Schiffe schwankt zwischen 6000 und 33 000 Tonnen, die Zahl der mitführbaren Flugzeuge beträgt bei den größten je Schiff 125 Stück.

Admiral Standley, Chef des amerikanischen Admiralstabes, kennzeichnete vor Pressevertretern den Flugzeugträger Saratoga folgendermaßen:

„In diesem etwas ungewöhnlichen Schiffstyp haben wir auf und unter der Deckfläche von 270 Meter Länge und 32 Meter Breite eine vollständige Flugstation mit allen Einrichtungen für die Unterbringung von insgesamt 90 Flugzeugen und für das Operieren mit ihnen. Auf Deck ist der Start- und Landeplatz, über dem Deck sämtliche Einrichtungen einer aerologischen Station; unter Deck die Flugzeughallen, die Benzinbehälter, die Werkstätten zur Ueberholung der Motoren und Flugzeuge, die Flugpeil- und Kontrollstationen, die Unterbringungsräume für 2500 Mann und darunter die Kraftanlage, durch die dieser schwimmende Flugplatz mit einer Geschwindigkeit von 34 Seemeilen vorwärtsgetrieben wird. Zu seinem Schutze gegen Flugzeuge und Schiffe dienen groß- und kleinkalibrige Geschütze.“



Lichtbild: Flugarchiv Hohn.

Englischer Jagdeinsitzer „Hawker-Nimrod“ nach dem Start vom Flugzeugmuttersschiff.

Der Abschluß der Flugzeuge von Bord erfolgt durch die bekannten Katapult-Einrichtungen. Weit schwieriger ist das Landen auf Deck. Das Flugzeug wird mit Hilfe einer Haltevorrichtung zum Stillstand gebracht. Diese besteht aus vier Drähten, die etwa 25 Zentimeter über dem Boden quer über das Deck gespannt und an einen hydraulischen Mechanismus angeschlossen werden, der einen geschwindigkeitsverringenden Einfluß ausübt. Unter den Flugzeugen befindet sich ein Haken. Beim Landen versucht der Flugzeugführer in einen der vier Drähte einzuhaken. Wenn der Haken gefaßt hat, schaltet sich die Haltevorrichtung ein, das Flugzeug wird gestoppt, die Haltemannschaften springen herzu und schieben es auf den Aufzug, der es unter Deck befördert. Das Landen bedarf zahlreicher Übungen, denn der Flugzeugträger rollt oft schwer auf See, und es muß auch gelandet werden, wenn das Deck sich beim Stampfen stark (etwa bis zu 3 Meter) auf und ab bewegt. In England hat die Landung und Beförderung unter Deck von sechs Hawker „Nimrod“

Jagdeinsitzern nur wenig mehr als sechs Minuten gedauert.

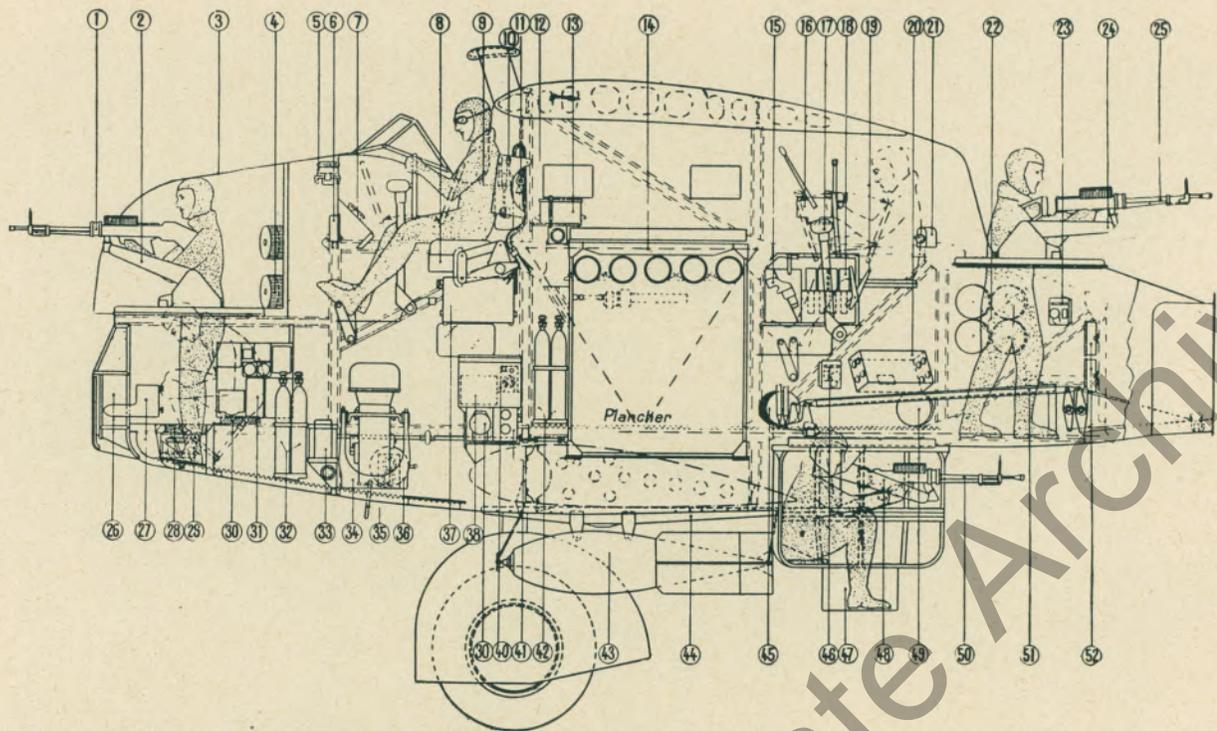
Zahlreiche Schiffe führen bereits einige Flugzeuge, zwei bis vier, an Bord. Für das Katapult und die Vorrichtung zum Landen ist naturgemäß ziemlich viel Platz erforderlich, der die Unterbringung und Verteilung der Geschütze erschwert. Daher wird seit vier Jahren in Amerika, seit kurzem auch in England und Frankreich, dem Autogiro (Windmühlenflugzeug) erhöhte Bedeutung beigemessen. Dieses neuartige, von dem Spanier de la Cierva erfundene Flugzeug kann von einem kleinen Platz aus starten und landen, da es sich senkrecht in die Luft erheben kann, während alle anderen Flugzeuge auf dem Prinzip des „Drachenfluges“ beruhen, also neben der Geschwindigkeit einen gewissen Anlauf zum Aufsteigen verlangen.



Lichtbild: Flugarchiv Hohn.

Windmühlenflugzeug Cierva C 30 als Beobachtungsflugzeug der englischen Kriegsmarine.

Auch für ein weiteres Gebiet, nämlich die Schußbeobachtung, worin die Flugwaffe den Seekrieg schon stark beeinflusst hat, kann dieses neuartige Flugzeug von Bedeutung werden. Hat es doch gegenüber anderen



Französischer Kampfmehrsitzer Bréguet 41 M 4.

Die vier Mann, die die normale Besatzung bilden, sind punktiert an ihren Kampfposten eingezeichnet: Maschinengewehrschütze, Pilot, Bodenschütze und Maschinengewehrschütze hinten. In gestrichelten Linien hat man die verschiedene Tätigkeit zweier dieser Leute eingetragen, wobei der eine als Mechaniker und auch als zweiter Pilot Verwendung findet und der andere die Bombenvorrichtung bedient. Als besonders bemerkenswerte technische Gruppierung der Besatzung des Bréguet 41 M 4 ist diejenige des vorderen M.-G.-Schützen und Piloten hervorzuheben, die beim Angriff Hand in Hand arbeiten.

Flugzeugen den Vorteil, daß es nicht nur sehr langsam fliegen, sondern — außer bei völliger Windstille — in der Luft sogar stillstehen kann, was natürlich für die Schußbeobachtung sehr günstig ist. Daher mißt man auch betreffs seiner zukünftigen Verwendung in England dem erfolgreichen Versuch, daß ein solcher „Drehflügler“ von einem mit 24 Seemeilen fahrenden gewöhnlichen Kreuzer, das heißt einem solchen ohne Katapult und Fluglandemöglichkeit, aufgestiegen und später auf dem in gleicher Fahrgeschwindigkeit verbliebenen Schiff wieder gelandet ist, große Bedeutung bei.

Neben der Aufklärung und der Schußbeobachtung, also dem Sehen, muß der Luftangriff mit Bomben und Torpedos als eine der wichtigsten Formen eines zukünftigen Seekrieges angesehen werden, wenn auch die Ansichten über den Erfolg noch auseinandergehen. Denn der ständige Kampf zwischen Panzer und Geschloß gilt auch hier. Der Lehrer für Lufttaktik an der amerikanischen Generalstabsschule, Major und Kriegsflieger Sherman, beweist zwar an Hand der Bombenangriffe auf das abgelieferte deutsche Schlachtschiff „Ostfriesenland“, die es schnell zum Sinken brachten, die überraschenden „Bomben“-Erfolge. Aber andere Sachverständige weisen auf folgendes hin: Die an Bord mitgeführten Flugzeuge können höchstens eine der ganz schweren, einem modernen Panzerdeck gefährlich werdenden Bomben tragen; sie seien aber durch dies Gewicht derartig an Wendigkeit gehindert, daß es fraglich erscheine, ob sie zu einem wohlgezielten Abwurf auf ein mit starker Flakartillerie ausgerüstetes Schiff kämen. Hiergegen läßt sich wieder sagen, daß auch schon Bomben von zehn Zentner auf einem Deck gründlich aufräumen können. Vor allem sind aber Torpedoflugzeuge und Sturzbomber für die Schiffe gefährlich. Auf erstere weist Sir Herbert Russell, einer der ersten englischen Marinesachverständigen, in seiner neuesten Ausföhrung in „The Naval and Military Record“

hin, wobei er warnt, die Luftwaffe etwa als Ersatz der Marine anzusehen. Andere englische Sachverständige sehen als wirksamstes Mittel, einem Treffer zu entgehen, den Zickzackkurs, also rasche Beweglichkeit der Schiffe, an; dies wird eine Auflockerung der Flottenverbände — ähnlich wie sie schon bei den Landheeren eingetreten ist — zur Folge haben. Die Schiffe werden in Zukunft vielleicht einen Abstand von 1000 Meter statt 500 Meter wählen; denn bei einem solchen können sie manövrieren ohne Kollisionsgefahr für Vorder- und Hintermann. Eine zerstreute Ordnung ist das einzige Mittel, sie wird die gebieterische und sichere Forderung von morgen sein. Noch ein weiteres steht für die Zukunft fest: Mit dem Turniermäßigen der früheren Seekriege ist es vorbei, wo die Flotten ausliefen, zusammentrafen und innerhalb weniger Stunden eine Entscheidung fiel und dann nach Rückkehr in den Hafen wieder Ruhe herrschte. Auch der Seekrieg wird durch die Luftwaffe mehr zur laufenden Kampfhandlung. Ein ungestörtes Ausruhen und Reparieren der Schiffe zu Anker ist infolge ständiger Fliegerbedrohung nicht mehr möglich.

Ein Versammeln der Schiffe in den Häfen ist für den Gegner das günstigste, also vom eigenen Standpunkt aus falsch. Die Auswahl der Flottenstützpunkte muß in Zukunft nach neuen Gesichtspunkten erfolgen.

Die Bedeutung der Luftwaffe darf aber nicht etwa dahin aufgefaßt werden, daß sie die Marine ersetzen könne; Sir Herbert Russell warnt in seinen schon erwähnten interessanten Ausföhrungen gerade auch vor dieser Folgerung. Hierin hat er vollkommen recht. Die Luftwaffe wird die Marine nie verdrängen. Wohl aber wird sie deren Leistungen durch Zusammenwirken unter Einsatz der ihr eigenen besonderen Kampfmöglichkeiten, wie sie zum Beispiel bei den letzten amerikanischen Flottenmanövern erprobt wurden, erheblich steigern. Auf diese Weise wird sie stark, bisweilen sogar entscheidend, zum Schlachterfolg beitragen.



Nach dem Luftkampf.
Der australische Fliegerleutnant Bautin (links) und sein siegreicher Gegner, der Führer der deutschen Palästinajagdstaffel, Oberleutnant Felmy.

Ritterlichkeit im Luftkampf.

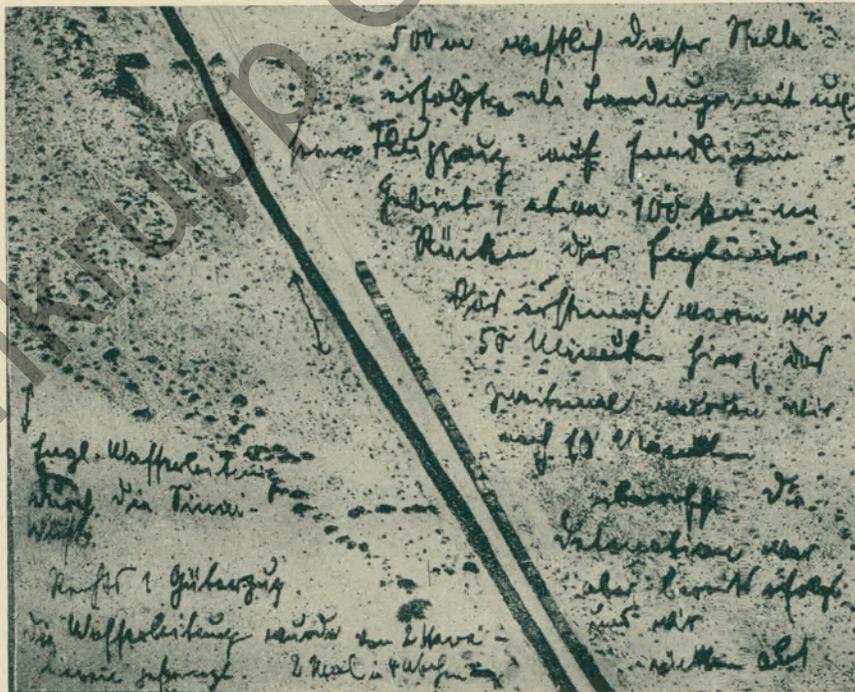
Von W. Debus.

Wir lagen in Palästina. Also einer Stelle, die, aus der Westfrontperspektive gesehen, als Druckposten gelten konnte. — Wer sich der Mühe unterzog, die prozentualen Verluste der Fliegertruppe im Westen und nahen Osten gegenüberzustellen, wurde eines Besseren belehrt.

Wie eine Reihe ungeschriebener und trotzdem gewissenhaft beachteter „Spielregeln“ für das kriegerische Babanquespiel im Luftmeer trotzdem zustande kommen konnte?

Eigentlich durch einen Anstoß, der die Wirkung nicht ahnte, geschweige denn wollte.

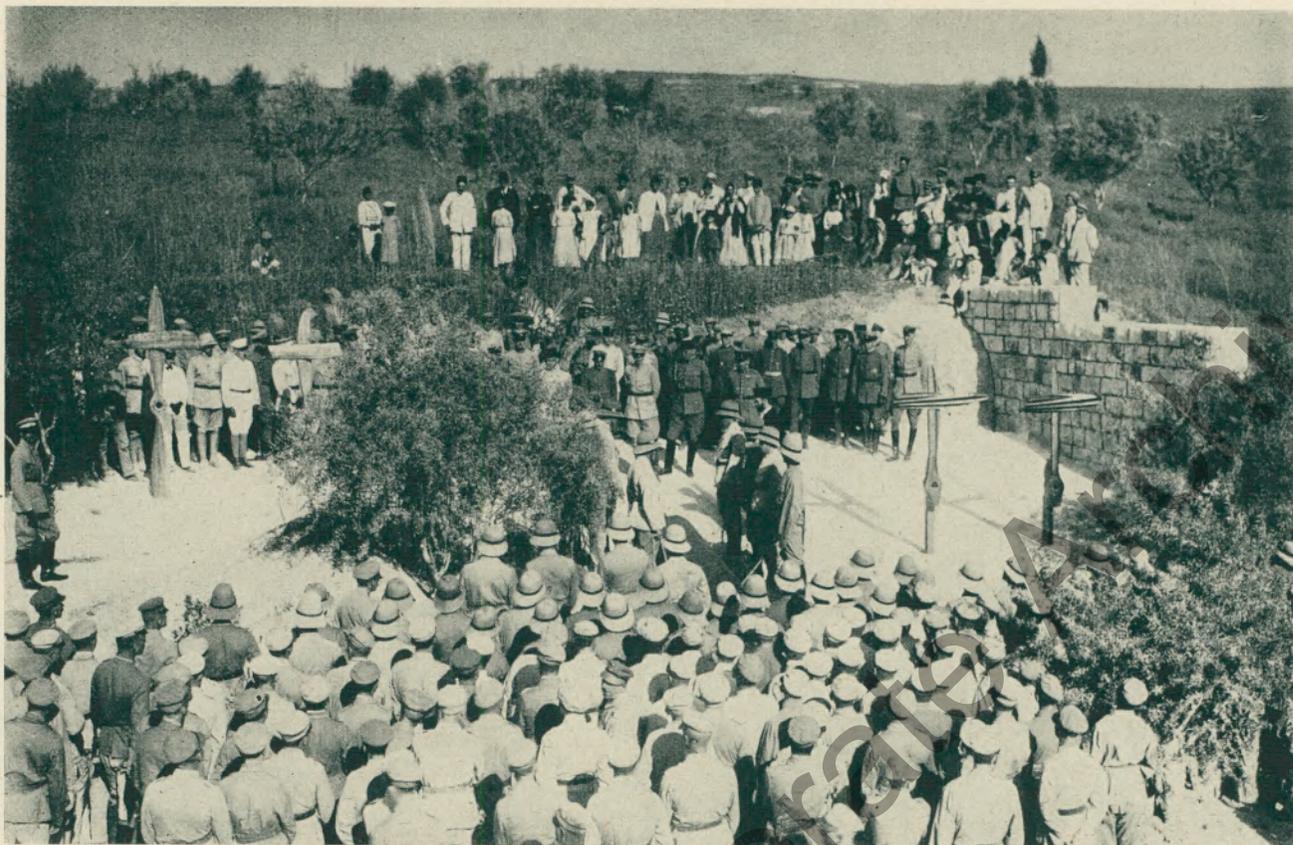
Oder ist es doch



Eine Wasserleitung in der Sinaiwüste wird im Rücken der Engländer von einer deutschen Fliegerbesatzung (Beobachter Oberleutnant Falke, Führer Leutnant Felmy) gesprengt. Die handschriftlichen Vermerke stammen von Leutnant Felmy.

immer so, daß irgend etwas unsere Hand leitet, wenn wir sinnlose Figuren zu malen glauben?

... Es gab dort unten, bei der einzigen deutschen Fliegerabteilung eine deutsche Besatzung, die es sich in den Kopf gesetzt hatte, hinter der englischen Front in der Wüste zu landen und die Wasserleitung zu sprengen, um dadurch den Vormarsch der Engländer vom Suezkanal auf El Arisch und auf Jerusalem etwas abzubremfen. Der Plan wurde programmäßig ausgeführt, die Sprengung glückte. Einen Tag später mußten die Engländer die Namen der Besatzung aus dem Heeresbericht.



Fliegerlos.

Lichtbild: Archiv Debus.

Beisetzung eines deutschen Jagdfliegers auf dem deutschen Fliegerfriedhof in Nazareth.

Kurze Zeit darauf erhält der Führer des erfolgreichen Flugzeuges einen Jagdeinsitzer, schießt beim ersten Flug einen Gegner hinter der türkischen Front ab und landet neben der Maschine. Der australische Fliegerleutnant, leicht verwundet, steigt aus, salutiert, stellt sich vor, als ob man in Shepheards Hotel in Kairo oder im „Adlon“ in Berlin wäre, hört den Namen des Gegners, stußt einen Augenblick und sagt dann auf englisch: „Ich bin froh, gerade von Ihnen besiegt zu sein, Mr. Felmly!“ Das Erstaunen auf der Gegenseite wird ausgelöscht durch die Erklärung: „Sie haben doch vor zwei Wochen ... Jeder Pilot des Australischen Fliegerkorps kennt Ihren Namen und — bewundert Sie.“

Abends im Kasino der deutschen Fliegerabteilung: Der abgeschossene Engländer ist gegen Ehrenwort, keinen Fluchtversuch zu machen, Gast. Das Gespräch dreht sich um flugtechnische Dinge, um die besonders bemerkenswerte Eigenschaft dieser und jener Flugzeugtypen, um Fragen strategischer Natur, um die englische Suez-Indien- und die deutsche Konstantinopel-Basra-Linie mit ihrem gefährlichen Schnittpunkt, in dem sich die Interessenssphären der beiden Weltvölker gefahrdrohend überschneiden. Zwischendurch, wie aus einer anderen Bewußtseinssebene ungewollt herausgleitend, ein abgerissener Satz des Australiers, nur für die Nächsten verständlich: „Nun denkt meine Mutter...“

Am nächsten Morgen. Die Offiziere der Fliegerabteilung verabschieden sich von dem Gefangenen. Der Sieger im Luftkampf, Felmly, tritt zu dem abgeschossenen Gegner: „Ich habe auch eine Mutter, die an mich denkt. Schreiben Sie mir ein paar Zeilen für Ihre Mutter auf. Ich will versuchen, den Brief bei einem Aufklärungsflug drüben mit Fallschirm abzuwerfen.“

Der Brief wird mit einem Begleitschreiben Felmlys abgeworfen, gelangt zur australischen Fliegerabteilung und geht von dort aus weiter an die Mutter des Fliegers.

Seit diesem Tage ist die Benachrichtigung der Gegenseite

über das Schicksal abgeschossener englischer oder deutscher Besatzungen üblich und wird zur Gewohnheit. Einige Monate später wird ein deutsches Flugzeug abgeschossen, dessen Besatzung zufällig den gleichen Familiennamen trägt, ohne verwandt zu sein. Die Engländer teilen mit, daß der Beobachter tot, der Führer sehr schwer verwundet sei.

Am nächsten Tage folgt eine neue Luftpost, enthaltend einen Brief des Beobachters und ein Schreiben des australischen Geschwader-Kommandeurs. Der deutsche Beobachter meldet, daß sein Führer im Luftkampf getötet und er verwundet sei, trotzdem aber noch durch Eingreifen ins Steuer die Maschine gelandet habe. Die kameradschaftliche Haltung der Engländer vom Augenblick der Gefangennahme bis zur sofortigen Einlieferung ins Lazarett, die Bemühungen der Ärzte, die Behandlung durch Pfleger und Krankenschwestern sei über alles Lob erhaben. Seine Verwundung sei allerdings so schwer, daß er keine Hoffnung mehr habe.

Der Begleitbrief bestätigt die Tatsachen, entschuldigt den Irrtum der gestrigen Meldung mit der Namensgleichheit der Insassen und der im ersten Augenblick verständlichen Annahme, daß nur der Führer das Flugzeug habe landen können. Man hoffe, daß die Angehörigen der Besatzung, insbesondere des Beobachters, noch nicht falsch verständigt seien. Der Brief schließt mit den Worten höchster Anerkennung für die Haltung der Besatzung im Kampf gegen den zahlenmäßig überlegenen Gegner.

Der Sendung liegt weiter der Brief eines englischen Stabsarztes bei, welcher die Schwere der Verwundung bestätigt, gleichzeitig aber die Versicherung abgibt, daß man alles Menschenmögliche tun wird, um den tapferen deutschen Flieger durchzubringen. (Daß der Verwundete der aufopfernden Tätigkeit des englischen Arztes wirklich sein Leben verdankt, sei nebenbei bemerkt).

Zum Schluß folgt eine Einladung an den inzwischen zum Führer der deutschen Palästinajagdstaffel aufgerückten Ober-



Englische Zeltlager in der Sinaiwüste.

Lichtbild: Archiv Debus.

leutnant Felmy zum Besuch des Australischen Fliegerkorps, da man sehr großen Wert darauf lege, den Gegner, in dem man nicht nur den vorbildlichen Führer eines in fremdem Lande auf sich selbst gestellten Jagdgeschwaders, sondern — vor allem — den geistigen Träger einer seitdem üblichen ritterlichen Kampfweise sehe, persönlich kennenzulernen. Ungefährdete Landung auf Grund vereinbarter Raketen-signale und ungehinderter Abflug wird garantiert.

Felmy schreibt zurück, daß er den Wert dieser Einladung zu schätzen wisse, sich aber leider außerstande sehe, ihr Folge zu leisten. Er freue sich aufrichtig, daß eine zufällige Handlung, der er damals keinen besonderen Wert beigemessen habe, Veranlassung dazu sei, sich darauf zu bestimmen, daß der Kampf zwischen zwei Völkern bei aller Erbitterung die Möglichkeit zur ritterlichen Austragung böte.

Seine — vielleicht allzu starre — preußische Dienstauffassung ließe ihn jedoch die leicht verwischbare Grenze zwischen dem Lebenskampf eines Volkes und einer rein sportlichen Auswertung des Kriegsdienstes dort ziehen, wo der kategorische Imperativ des größeren Zieles Gefahr lief, zu einer nur sportlichen Geste zu werden.

Die am nächsten Tage im Anschluß an einen überraschenden Bombenangriff der australischen Fliegerabteilung auf ein türkisches Lager abgeworfene Antwort ehrte, ohne es zu wollen, den Schreiber mindestens ebenso-

sehr wie den Empfänger. Man sei ehrlich genug, zu gestehen, daß die Mehrzahl des australischen Geschwaders eine ähnliche Antwort erwartet habe und daß man daher die Absage ohne Verärgerung so auffasse, wie sie gemeint sei. Man hoffe, daß sich nach dem Kriege, möge er ausfallen wie er wolle, eine Gelegenheit bieten werde, die Einladung zu erneuern. Vorläufig aber bitte man, dem Oberleutnant Felmy als äußeres Zeichen der Anerkennung für persönliche Tapferkeit und Ritterlichkeit während und nach dem Luftkampf das Australische Fliegerabzeichen verleihen zu dürfen.

Dem von sämtlichen Offizieren des Geschwaders unterzeichneten Brief war die offizielle Verleihungsurkunde des Geschwaderkommandeurs und das Abzeichen, eine zwischen einem ausgebreiteten Flügelpaar aufgehende Sonne, beigelegt.

... Weshalb dieses Kapitel, gelegentlich im Freundeskreis aus der Erinnerung herausgeholt, hier erzählt wurde?

Sicherlich nicht, um damit den Nachweis zu erbringen, daß eine gute Tat einen besonderen Nährboden voraussetzt, um Wurzeln schlagen zu können. Denn was bleibt übrig, wenn man nach Abstreifen allen Beiwerks den Stein sucht, der, in den Wasserspiegel geworfen, die ruhige Fläche in immer weiteren Kreisen bis über den Uferrand hinaus erschüttert hat? Doch nur das Wort „Mutter“; ohne bedeutsame Absicht hier verloren



Australisches Fliegerabzeichen,

dem deutschen Fliegeroberleutnant Felmy im Weltkriege vom australischen Fliegerkommandeur der Sinai-Luftstreitkräfte für persönliche Tapferkeit und Ritterlichkeit im Luftkampfe verliehen.

und dort aufgegriffen. Und ... haben wir nicht alle eine Mutter?

Wertvoller und bedeutsamer erscheint vielmehr der Versuch, Klarheit zu erhalten über das zeit- und räumlich nachweisbare Ausmaß der Kreise, die jener „Steinwurf“ ausgelöst hat.

Bedeutsamer vor allem deswegen, weil damit, wenn auch nur mittelbar, vielleicht einmal der schlüssige Beweis erbracht werden kann, daß jede gute Tat von Auswirkungen begleitet ist, die irgendwo — Tausende von Kilometern vom Ort der ursprünglichen Handlung entfernt und Jahrzehnte nach ihrem äußeren Verflingen — in neuer Gestalt neue Kraftströme auslöst.

Der Versuch zur Klarheit?

Ein einfacher, „ganz gewöhnlicher“ Brief, geschrieben am 23. September 1930 in der Cowper Street 89, die ihrerseits wieder in Sidney, der Hauptstadt Australiens, liegt. (Man sieht, die sachlichen Vorbedingungen des Vorhandenseins einer mehr als tausendkilometrigen räumlichen und gleichzeitig einer mehr als ein Jahrzehnt überspannenden zeitlichen Distanz sind damit gegeben.) Ob dieser Brief geeignet ist, auch inhaltlich als schlüssiger Beweis zu dienen, sei dem Urteil des Lesers überlassen.

Der Brief lautet, wortgetreu ins Deutsche übertragen:

„89 Cowper Street
Randwick
Sidney, NSW.
Australien/Sept. 23. 1930.

Mein lieber Gerhard!

Dieser Brief, von einem ‚Feinde‘ stammend, den Sie sich während des Großen Krieges als Freund gewonnen haben, bedeutet für Sie sicherlich eine große Überraschung.

Ihre Anschrift verdanke ich Herrn John Beckmann, Hamburg, Ferdinandstr. 25, durch den ich zu meiner großen Freude erfuhr, daß Sie noch unter den Lebenden weilen. War ich doch gleich meinen ehemaligen Kameraden vom Australischen Fliegerkorps der Auffassung, daß Sie über Damaskus im Luftkampf gefallen seien. Sie werden sich also meine Freude beim Empfang von Herrn Beckmanns Brief vorstellen können!

Wir haben hier eine Vereinigung ehemaliger australischer Flieger gegründet, eine Art Traditionsverband, bestimmt, die damals im Australischen Fliegerkorps herrschende Kameradschaft weiter zu pflegen. Wir treffen uns sehr häufig und tauschen kleine Erinnerungen aus dem Großen Kriege aus.

Ich brauche wohl nicht besonders zu betonen, daß bei diesen Zusammenkünften von den Kameraden des I. Geschwaders, das unten in Palästina lag, Ihr Name immer wieder genannt wird, daß vor allem Ihre kühnen Husarenstüchchen häufig im Mittelpunkt unserer Unterhaltung stehen und auch von den Kameraden bewundert werden, die nicht wie ich das ‚Pech‘ hatten, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen.

Was mich angeht, so ist es mir unmöglich, Ihnen das tiefe Gefühl der Niedergeschlagenheit zu schildern, als ich nach unserem Luftkampf hinter den türkischen Linien landen mußte und damit mein Schicksal, bis zum Kriegsende in türkischer Gefangenschaft zu schmachten, besiegelt war.

Der erste Lichtblick für mich war, als Sie, glücklicher Sieger im Luftkampf, unmittelbar neben meiner ‚Kiste‘ gelandet, auf mich zukamen und mir die Hand schüttelten. Da wußte ich, daß ich trotz des für mich unglücklichen Ausgangs unseres ‚Turniers‘ wenigstens das ehrenvolle Gefühl haben durfte, meine Flagge nicht nur vor einem überlegenen Feind, sondern gleichzeitig auch vor einem ritterlichen Gegner gestrichen zu haben.

Immer wieder bei der Erinnerung an die drei auf meinen Abschluß folgenden Tage, die ich (vor pflichtgemäßer Auslieferung an die Türken) als ‚Kriegsgefangener‘ bei Ihrer Abteilung verbrachte, überfällt mich ein Gefühl der Dankbarkeit, wenn ich an die kameradschaftliche und ritterliche Behandlung durch jeden einzelnen Angehörigen Ihrer Staffel (erwähnt seien hier besonders Ihr Bruder, sowie Ihre Kameraden Krüger und Stiller) denke, dem die vierzehn inzwischen verstrichenen Jahre nichts von seiner ursprünglichen Stärke nehmen konnten.

Nach dem Kriege kam ich nach London und arbeitete achtzehn Monate im Luftfahrtministerium. 1920 konnte ich nach Australien zurück, zog den Kriegsrück aus, heiratete und bin heute glücklicher Vater von drei prächtigen Kindern, die Sie im übrigen auf den beigefügten Bildern bewundern können.

Aus dem Hamburger Brief, dem ich Ihre Anschrift verdanke, erfuhr ich zu meiner großen Freude, daß Sie immer noch bei der Fliegerei sind. Auch hier in Australien hat sich das Verkehrsflugwesen in den letzten Jahren gut entwickelt, und viele alte Feldflieger sitzen am Steuer einer ‚Verkehrskiste‘ oder betätigen sich in der Luftfahrtindustrie.

Darf ich Sie bitten, allen Ihren Kameraden, die ich damals in Palästina kennenlernte, meine besten Wünsche zu übermitteln. Sehr gern würde ich aber vor allem über Ihr Schicksal und Wohlergehen Näheres erfahren.

Während des Krieges haben Sie (anlässlich der Verleihung des Australischen Fliegerabzeichens durch den Kommandeur des Australischen Fliegerkorps) einen Brief abgeworfen, in dem Sie schrieben, daß sich vielleicht nach dem Kriege die Möglichkeit bieten würde, die Sonne in Australien aufgehen sehen zu dürfen. Nun, wie steht's heute damit? Wann dürfen wir in Sidney auf den versprochenen Besuch rechnen? Sie dürfen versichert sein, daß wir Sie mit offenen Armen aufnehmen und daß jedes Mitglied des Australischen Fliegerkorps darauf brennt, Ihnen die Hand schütteln zu dürfen.

Nehmen Sie zum Schluß, mein lieber Gerhard, herzliche Grüße und meine besten Wünsche für Ihre Gesundheit und künftiges Wohlergehen entgegen. Mit großer Spannung warte ich auf Ihren Antwortbrief, den Sie ruhig in deutscher Sprache schreiben können.

Ihr aufrichtiger Freund
Claude Vautin.“

Und die Rußanwendung?

Ist es noch erforderlich, die Brücke zwischen Brief und dem vorausgegangenen Kapitel über „Ritterlichkeit im Luftkampf“ zu schlagen?

Der aufmerksame Leser wird die einzelnen Brückenpfeiler schon selbst eingerammt und gemerkt haben, daß der im Brief wie ein guter Freund mit seinem Vornamen angeredete „Gerhard“ kein anderer als der im Kapitel erwähnte Oberleutnant Felmy, und daß der Schreiber dieses Briefes jener australische Fliegerleutnant ist, der im Jahre 1916 irgendwo über den Palästinabergen von Felmy abgeschossen wurde.

Aber ... steht damit die Brücke in ihrer vollständigen Geschlossenheit vor uns?

Mir scheint, als ob in Wirklichkeit sich damit höchstens ein zweiter Pfeiler in den Boden verbissen hat, der Gestalt und Ausdehnung des fertigen Bauwerkes im besten Falle nur ahnen läßt. An der Grundsteinlegung des dritten, in der Strommitte verankerten Pfeilers mitzuwirken, der das Gesicht der fertigen Brücke als Ausdruck und Sinnbild eines heldischen „Fair Play“ in seinen großen Linien und charakteristischen Zügen untreibt, ist jeder berufen, der guten Willens ist.



Vision.
Holzschnitt
von
Rudolf Koch.

K32

Einundzwanzig Jahre.

Von Bruno Brehm.

Einundzwanzig Jahre? Nein, vier Jahre, die ein Vielfaches zählen und sechzehn Jahre nachher. Vier Jahre, die eine Zeit, die auf sie folgte, bestimmten, vier Jahre, die uns heute, aus der Rückschau, als eine einzige geschlossene Kette von Tagen erscheinen, in denen es in unsere Hand gegeben war, das, was nachher kam, zu bestimmen. Vier Jahre der Opfer, vier Jahre der Entbehrung, vier Jahre der Prüfung, vier Jahre, die uns umgestaltet und geformt haben. Dies war der große Krieg und wir, seine Soldaten, sind seine Kinder, tragen seine Züge, seine Wunden, seine Märsche, seine Siege und seine Niederlagen eingeschlossen in unsere Brust so lange mit uns, bis wir uns einst zu jenem großen Heere der Toten gesellen werden und jene Ruhe wiederfinden können, die uns genommen wurde.

Schlagen wir doch einmal unser Tagebuch aus jener Zeit vor einundzwanzig Jahren auf, und lesen wir die Worte nach,

die wir damals, so zwischen Gedichten und Gedanken, eingetragen haben, als der Ruf an uns erging. Wir müssen uns wohl ein wenig schämen über diese Zeilen, weil sie uns heute zu hochtrabend klingen, und weil alles so anders gekommen ist. Aber sie waren ehrlich gemeint und drum dürfen wir uns auch ihrer erinnern. Da steht unter dem 26. Juli 1914:

„Nach allem In-der-Sonnneliegen, Wandern und Reifwerden kommt nun die Zeit der Ernte und der Tag der Abrechnung. Stets wartete ich und hielt mich frei, um sagen zu können: Herr, nimm mich, denn ich bin bereit, zu gehen!

Und heute darf ich diesem Rufe folgen, da der Krieg die Menschen aus den Häusern holt und sie über die Ebenen in die weiten Arme des Todes wirft. Ich weiß, wir müssen siegen. Sieg oder Tod! Ich danke Gott, daß er mich bereitfand.“

Die Schrift ist flüchtig, die Zeilen wurden so zwischen Packen und Rennen schnell hingeworfen. Sie können den

Vorwurf, der auf unseren Herzen drückt, der immer auf uns lasten wird, nicht entkräften. Wir hätten siegen müssen! Wir hätten fallen sollen. Wir haben nicht gesiegt, wir sind am Leben geblieben. Ich habe mich nie von dieser Schuld freisprechen können.

Und oft, in diesen sechzehn Jahren nachher, habe ich nicht nur Schlacht um Schlacht, Feldzug um Feldzug überdacht und überprüft, um herauszufinden, woran es wohl gelegen haben mochte, daß dieses Ende gekommen war. Vorwürfe gegen mich mußte ich erheben: dort hättest du mehr leisten können, Ruhe hättest du dir nie gönnen dürfen, zu wenig hast du von dir und den andern gefordert. Waren nicht manche Stellungen kleine Sommerfrischen, war uns nicht der Krieg selbst etwas Alltägliches geworden, waren wir nicht eingeschlafen? Jetzt, im Nachhinein, gönne ich mir die paar Tage Urlaub nicht, scheint mir jeder Tag verloren und vertan, an dem man nicht draußen gewesen ist. Wir hätten mehr ertragen können, denn zu grenzenlosen Opfern waren wir bereit gewesen. Diese Verschümmnisse sind nicht nachzuholen, dieser Vorwurf läßt sich niemals widerlegen, er bleibt an uns haften. Aber dieser Vorwurf darf uns von niemandem gemacht werden, der nicht dem Leiden in das gänzlich unverhüllte Antlitz gestarrt hat. Er ist unsere eigenste Angelegenheit, wir müssen mit ihm selbst fertig werden.

Wir haben daher auch kein Recht, auf unsere Opfer zu pochen und zu sagen: Seht her, welche Kerle wir damals gewesen sind!

In den bittersten Stunden der Gefangenschaft habe ich alles, was uns traf, als eine Prüfung angesehen, die uns aufgelegt wurde, und die wir zu bestehen hatten. Wir wurden — und glücklich die Toten, die es nie erfahren mußten — zu leicht befunden. Wir sind vor den Hauptstellungen liegen geblieben; wir haben die Fragen unserer Zeit nicht gelöst. Wir haben, wenn das Wort an uns ergeht, noch einmal zu stürmen. Es muß das Werk zu Ende gebracht werden. Dieser Krieg darf nicht der Abschluß sein. Alle Verpflichtungen, die aus ihm erwachsen, bestehen für uns noch weiter, solange einer von uns unter den Lebenden weilt. Dies ist die Unruhe des Herzens und die tiefe, nie endende Friedlosigkeit, die uns erfüllt. Denn mag es eine Schuld bedeuten, einen Krieg zu beginnen; die größere Schuld ist es, ihn verloren zu haben. Hinter uns stehen die Toten, stehen all die vielen gefallenen Kameraden. Wir haben kein Recht, schlechter zu sein als sie; unser Leben ist Pflicht gegen jene, die uns vorangegangen sind. Wir haben diese Pflicht einzulösen.

Sind das noch immer zu große Worte? Sind wir, seit wir jene Zeilen in unser Tagebuch nach all den abgeschriebenen Stellen aus Nietzsche und Dostojewski eingetragen haben, noch nicht bescheidener und klüger geworden? Sollen wir uns noch weitere zwanzig Jahre von Gott schenken lassen, um uns dann abermals ein wenig zu schämen und sagen zu müssen, daß wir auch diese Versprechen nicht haben einhalten können? Aber soll uns dieser Krieg, der doch die ganze Welt umgestaltet hat, nicht wirklich selbst auch gewandelt haben? Oder war dieser Krieg, den wir geführt, und, wie es uns immer wieder scheinen will, den wir zu wenig eifrig geführt haben, auch selbst nur ein Teil jener großen Wandlung, die wir genau so schlaftrig und unbesonnen miterlebt haben, wie diese vier blutigen Jahre?

Gedenken wir doch heute wieder einmal jener ersten Sturm-
vögel, die der gewaltigen Wetterwolke lärmend und singend vorangeschwirrt waren, jener Jugendschwärme der Wandervögel, die den Ausbruch verkündeten, mit jenem Marschieren begonnen hatten, das uns dann alle packen und vorwärts treiben sollte! Diese mit Gefang und Spiel sich ankündigende Jugend war vor Langemarck und in den Bergen von Kärnten und Tirol freiwillig gestorben, ein heiliger Frühling, dessen Blüten die Stürme des Krieges geknickt und zerstampft hatten.

Diese Jungen waren die ersten gewesen, die unsere Städte verlassen und draußen in den Wäldern und auf den Höhen der Berge das Neue gesucht hatten, das sie herausziehen spürten. Ihrem Gesange folgten keine Worte, denn ihre blutenden Mäuler waren verstummt, ihre frischen Augen verglast, ihre Glieder vermodert. Diese Jugend, für die damals kein Platz in der Welt und in den eigenen Reihen des Volkes war, hatte sich, zu den Älteren tretend, geopfert, wiewohl dort für ihren Schwung und ihren Schwarm nirgends Platz und Sinn gefunden werden konnte. Aber sie ist es, aus deren Opfer die neue Zeit emporsproßt. Vergessen wir ihrer nie, rechnen wir ihr immer an, daß sie sich, ohne einen Augenblick zu zaudern, für eine Zeit geopfert hatte, die ihr schon längst fremd geworden war.

Und möge uns die heutige Jugend nicht anrechnen, daß wir in jenen trüben Jahren nach dem Kriege nicht mehr jenen Schwung uns bewahrt hatten, mit dem wir ausgezogen waren. Denn die Reihen der Zwanzigjährigen von damals wurden gelichtet, waren schütter geworden und mußten warten, bis sie die Heranwachsenden wieder auffüllten. Wenn wir die Wunden und die Erfahrung für uns haben, so haben sie die Hoffnung und den Willen zum Sieg in sich. Es soll kein Hinabblick und Heraufsehen sein; zusammen erst sind wir jenes Größere, das man ein Volk nennt.

Was wir ihnen zu sagen haben? Daß alles versagen kann: Tier, Maschine, Plan und Ordnung; aber daß bis zum Ende nicht versagt hat der einfache Mann. Daß man nie aufgeben soll, denn gerade dann, wenn in den eigenen Reihen nirgends mehr ein Ausweg und weit und breit kein Schimmer Hoffnung zu sehen ist, dann steht es drüben beim Feind genau so schlecht, genau so hoffnungslos; aber nicht der wird den Sieg an sich reißen, der die besseren Nerven hat, sondern jener, dessen Herz stärker flammt und dessen Glauben tiefer ist.

Wenn ein Volk in Gefahr gerät, dann tauchen auf einmal die schönen Menschen auf; denn die gute Rasse ist es, die den Tod nicht fürchtet und die Gefahren sucht, weil sie nicht hinter der Mauer der andern leben kann. Und in den Reihen dieser Kühnen werden dann auch die Häßlichen schön, jener verklärte Abglanz der Opferbereitschaft liegt auf allen Gesichtern. Diese sich freiwillig darbietende Auslese haben wir bei den Sturmtruppen gesehen, diese kühne Verachtung des Todes und diesen unerschütterlichen Glauben an sich selbst. Unser Blick bleibt geschärft, und wir sehen es marschierender Jugend an, ob diese Schönheit über ihr schwebt und sie mit ihrem Hauche verklärt. Denn das, was die Menschen verschönt und steigert, ist der Zusammenstoß mit dem Schicksal, das sie aus ihren gewohnten Bahnen wirft, von den ausgetretenen Wegen stößt und über die weiten Felder des Krieges dahintreibt. Denn der Gedanke an das Größere, der die Herzen beflügelt, und gegen die Brust schlagen läßt, strahlt aus den Augen unter den reinen Stirnen wider.

Umjubelt zogen wir aus und bespuckt kehrten wir heim. Aber keine Bitterkeit ist deshalb mehr in unseren Herzen. Wir haben uns damit abgefunden, wir lieben es nicht, wenn man so spät wieder einmal an uns denkt, denn unsere Ehre sind unsere Narben, unsere Zuversicht ist die Jugend, die nach uns kommt, und der wir aus ganzem Herzen mehr Glück wünschen, als wir selbst es gehabt haben.

Was im Kriege gefallen ist, das wurde als Saat in die Erde gelegt: und sie alle werden auferstehen. Vor dem Kriege hat der Ausbruch der Jungen begonnen, durch das Feuer sind sie gezogen und der Marsch geht weiter: denn sie sind nicht zum Stehen zu bringen, bevor das Ziel erreicht ist.

Von denen, die heute um vierzig Jahre herum sind, will ich wissen, wo sie damals waren. Von den Jungen muß man wissen, wo sie heute stehen. Was zu tun ist? Was für eine Aufgabe zu erfüllen ist? Sie wissen es, wie wir es wußten: Marschieren! Marschieren!



Alte Frau.

Zeichnung von R. Birnstengel.

Wortschatz und Sprachpflege.

Von Hans Friedrich Blunck.

Die Pflege unseres Wortschatzes, obwohl in den letzten Jahrzehnten mit drei Kreuzen der Schulfuchserie versehen, erscheint mir so wichtig, daß ich noch einmal auf sie eingehen möchte.

Der Grund ist alles andere als pedantisch.

Wir haben seit dem Eindringen des Humanismus in Deutschland in zwei Schichten gelebt, in jener der volkhaften und in jener der gebildeten Sprechweise. Keine Nation hat so sehr unter dieser Doppelform gelitten wie die unsrige, keine hat deshalb auch so stark in den letzten Jahrzehnten die Kluft zwischen dem vom Volk losgelösten Proletariat und dem Dunkel der in den hohen Schulen Erzogenen empfunden.

Wir dürfen stolz sein, daß der Widerspruch dagegen zuerst in den Reihen der höheren Schüler erwachte, daß das Verlangen nach Einheit unseres Volkstums aber ebenso heiß und leidenschaftlich in der Arbeiterschaft widerhallte, so daß die ungeheure Tat der willentlichen Zusammenfassung beider bisher ohne Widerspruch gewollt und verkündet wurde. —

Die Verwirklichung liegt indes erst vor uns. Jeder Einheitswillen, soll er echt sein und für Jahrhunderte dauern, bedeutet nämlich zugleich ein Zusammenwachsen der beiden Sprachschichten, in denen das deutsche Volk lebt.

Die Einsicht ist nicht neu. Man hat in den letzten Jahrzehnten versucht, gleiches Recht in der Sprachübung zu schaffen, indem man die sogenannten Ungebildeten mit Fremdwörtern und fremden Begriffen vollstopfte und glaubte, sie damit „emporgehoben“ zu haben. Der Versuch ist mißlungen. Wir werden zukünftig den anderen Weg gehen und uns wieder zu reinen und von jedermann deutbaren deutschen Wortbildern zurückfinden müssen, die helfen sollen, die entscheidend mithelfen können, in späteren Geschlechtern die Neubildung eines „Proletariats“ auszuschließen.

Wir legen damit zugleich ein Bekenntnis ab: Auf keinem Gebiet unseres Erlebens und inneren Lebens hängen wir so eng mit den Jahrtausenden deutscher Frühzeit zusammen wie in unserer Sprache. Die Gelehrten des Mittelalters, die

Latein als Volkssprache wünschten, die Snobs der jüngsten Vergangenheit, die über das Fremdwort eine Art europäische Mischsprache erträumten, dachten durchaus folgerichtig und erkannten, daß der höchste Ausdruck unseres Erlebens, sei es im Gebet, sei es im Gesang der Wanderung, unsere Sprache ist. Sie mußten auch, daß, trotz aller Lehrmeinung von deutscher Kultur als Mengung von siebentausend Einflüssen, sie niemals an dem Fels der Sprache vorbeikamen, die, unser größtes Gut, uns unabänderlich an die germanische Vorzeit knüpft, der wir nicht entweichen können, wenn wir ehrlich sind, noch entweichen wollen, wenn wir deutsch sind, in der wir tausendfach noch Dinge des alten Glaubens, ja noch Bruchstücke und Wörter erhalten haben, die über die Bronzezeit bis in die Steinzeit zurückführen. Diese Sprache, Ausdruck unserer Lust und Freude, unseres Leidens und tiefster Klage, die Sprache, in unserer Landschaft und aus unserem Blut geboren und im Schwingen der Seele fortgeführt, ist uns nächst unserem Gott das höchste volkshafte Gut und sollte darum neben dem Dienst vor unserem Schöpfer als Heiligstes gelten.

Wir sollten uns also auch mit Ernst mühen, sie rein zu erhalten, weil wir unser Denken und Schaffen damit echt und quellhaft klar zu unseren Kindern leiten, ja, auch selbst wieder neu empfangen.

Ich komme damit auf jenes Werk zu sprechen, für das wenig Dank zu erwarten ist: auf die Bemühungen um schöpferische Neubildung der Sprache.

Neue Wege sind auch hier vonnöten, und ein Lächeln vorm Rechten ist ärger als das Unrecht selbst. Wir werden, um leichtbegreifliche und verständliche Wörter neuzubilden, Kühner als bisher in den unendlichen Reichtum deutscher Stammwörter zurückgreifen müssen — wir haben ihrer im Germanischen 80 000 gegenüber den 20 000, aus denen sich die romanische Sprache bildete —, wir werden im Deutschen Sprachpflegeamt glückliche Neubildungen festhalten und zu ihrem Gebrauch mahnen, damit sich die verwirrende Fülle der Versuche, die jede Festigung der Neuwörter unmöglich macht, rascher klärt. Wir werden uns nicht auf die Reinigung der Sprache der Gelehrten und Staatsmänner beschränken, sondern auch Dinge des Alltags anpacken. Was hindert uns beispielsweise, dem Wortgebrauch des niederdeutschen Bauern zu folgen und Trecker statt Traktor zu sagen? Meint dieser oder jener, es komme ihm komisch vor? Dann vergesse er nicht, daß noch um die Jahrhundertwende jedermann lächelte, wenn man Fahrkarte statt Billett, Bahnsteig statt Perron, Abteil statt Rupee sagte, und daß heute Rupee und Perron in unseren Ohren schon abscheulich taufenhaft klingen. Mehr noch: Man erinnere sich daran, daß wir am Ende des siebzehnten Jahrhunderts von einer Welle ausländischer Wörter überflutet waren und dicht davor standen, ähnlich wie es in England geschah, ähnlich wie es in Deutschland leghin drohte, in unserem Wortschatz romanisiert zu werden. Damals hat eine heute kaum erforschte Sprachbewegung der Studenten, Dichter und Bettler viele Tausende von herrlichen Wörtern unserer Umgangssprache gesammelt oder künstlich neu gebildet; dem „Elbschwänenorden“, der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ und wie sie hießen, über deren verunglückte Verdeutschungen man heute lächelt, verdanken wir auf der andern Seite Wörter, wie Gemüt, Tagebuch, Mitleid — ach, Tausende von Wörtern, ohne die wir heute nicht zu reden vermögen.

Die staatlichen Gewalten verhinderten damals, daß auch Heer-, Erziehungs- und Verwaltungswörter in altheutischer Form wiedererstand. Schade ist es um jenes Mißlingen; nur derjenige, der viel im Ausland war, begreift, wie ungeheuer der Einfluß deutscher Musik und deutscher soldatischer

Ausbildung war und ist, und wie sehr wir infolge der fremdlaufenden Bezeichnungen für den Ruhm anderer arbeiten. Niemals vergesse ich, daß ein hoher südamerikanischer Beamter mir freundlich auf die Schulter klopfte und sagte, es sei doch erstaunlich, wie gut die Preußen die gewaltige Kriegskunst Frankreichs nachgebildet hätten. Alle Erziehungsarbeit unserer deutschen Ausbildungs-offiziere da drüben lief infolge der Wortgruppen unserer Heeresprache doch zur guten Hälfte auf den Ruhm Frankreichs hinaus; es wird an dem bleiben, bis wir einmal Einkehr halten. Und bei dem gewaltigen werbenden Einfluß, den deutsche Musik im Ausland ausübt, wird sie doch infolge ihrer romanischen Fachwörter oft nur als eine glückliche Weiterbildung hoher Kunst des Südens durch begabte nordische Barbaren angesehen; ein bitteres Unrecht, das wir unsern Ahnen und Kindern tun.

Wer sähe nicht auch mit Leid, wie unsere schönen alten Volksnamen für Haus- und Gartenblumen verloren gingen, weil die Gärtner nur Preislisten mit lateinischen Namen verstanden. Ihre Verbände sind bereit, die deutschen Blumenamen zu bringen, wenn sie einheitlich aus der Fülle deutscher Wörter ein auserwähltes Wort an erster Stelle führen könnten. Die Stelle aber, die ihnen dieses erwählte Wort angeben könnte — sagen wir etwa Rittersporn für Aconitum —, fehlte bislang; und weil jede Landschaft auf ihre eigenen Blumennamen, die wir ihr ja gewiß nicht rauben wollen, stolz ist, geschah nichts, bleibt es zuletzt bei dem in ganz Deutschland gemeinsamen lateinischen Wort. Das Sprachpflegeamt wird hier wählend und mahnend eingreifen.

Man wird einwenden, daß Einzelheiten nicht hierher gehören, und wir wollen auch in diesem Augenblick bei der Abklärung deutscher Sprache als erstes Ziel die Überwindung der Klassentrennung im eigenen Volk vor Augen haben. Wir werden um deswillen Wissenschaft und Bildung, Politik und Wirtschaft zu einer Neufügung ihres Wortschatzes aufordern und versuchen müssen, unfänglich wie zur Zeit der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ das Kastenwesen in Denken und Ausdrucksformen aufzuheben und die Sprache zur Bildhaftigkeit der lutherischen Predigt und ihrer großen Gegner zurückzuführen. — Da wir gern in Vorbildern denken, füge ich hier hinzu, daß zu einer Zeit, als wir Deutschen romanische Fremdwörter mit unserer „Bildung“ nach Skandinavien ausführten, der uns verwandte Holländer die Vervollständigung seiner Umgangssprache viel stärker als wir durchführte, und daß er Wörter, wie Arzt, Kultur, Chemie und hundert andere Begriffe, die wir als unersetzbar ansehen, aus Eigenem neugebildet hat.

Unsere Sprache verliert an Wahrheit und Leben, wenn wir sie zu stark mit Fremdem durchsetzen. Sie ist nicht erschöpft, wie es die Gemächlichen meinen. Das Volk bildet noch alltäglich neue Wörter, die aber in die Sprache der Gebildeten nicht übernommen und aus Mangel an Helfern nicht gesammelt und gesondert werden. An uns, an der Gegenwart liegt es, die Überlieferung des Barocks und des „Sturm und Drang“ wieder aufzunehmen und zu erweisen, daß die Kraft dieser Zeit das schmale Lächeln des Dünkels zu überwinden vermag. Und wenn man uns entgegenhält, daß ein Goethe sich einmal zornig gegen die „Puristen“ wandte, so wollen wir erwidern, daß er selbst einer der heftigsten Puristen war, und daß er, fast immer mit Glück, klare und anschauliche Neubildungen schuf, die wir noch täglich im Munde führen.

Sprache ist der Klang unserer Seele, sie ist der Widerklang unseres Blutes. Die Gegenwart ruft, um älteres Volkstum echt zu gestalten; Sprache und Wort, deren Wurzeln uns aus vier oder fünf Ecken zufließen, wollen wir ehrfürchtig pflegen, fortbilden und heilig erhalten.

Das Recht — in unserer Sprache.

Seltene deutsche Sprichwörter. — Warum sind „aller guten Dinge drei“?

Von Dr. H. C. Vieler.

Unsere Sprache ist in ewigem Wandel begriffen, die Laute ändern sich und ihre Bedeutungen. Sie ist ein tyrannisches Wesen: wenn sie für neue Erlebnis- oder Kulturinhalte neue Ausdrücke braucht, zwingt sie unbedenklich altes Wortgut in den neuen Dienst, lähn, weit-herzig, kindlich und dichterisch zugleich. Andererseits aber ist sie die treueste Bewahrerin alter Kulturschätze, und das Gold alter Erkenntnisse leuchtet — oft seltsam umgemünzt — in Worten und Sprüchen in die Jetztzeit.

Als das Recht noch nicht in abstrakter begrifflicher Form niedergelegt war, als noch keine Gesetze geschrieben und die Rechtsfindung noch nicht einem eigenen Stande vorbehalten war, gab es dennoch in Deutschland schon eine umfassende Sammlung von Rechtsnormen, wie sie sich aus Brauch, Sitte und Mythos herausgebildet hatten, die nirgends niedergeschrieben waren, sondern sich in Form von anschaulichen, symbolischen Sprüchen im Volke von Mund zu Mund forterbten.

Sehr viele unserer „Sprichwörter“ hatten einst einen sehr realen, festumrissenen Sinn. § 1705 des BGB. sagt: „Das uneheliche Kind hat im Verhältnis zur Mutter und zu den Verwandten der Mutter die rechtliche Stellung des ehelichen Kindes.“ Kürzer, bildhafter und vor allem mit jener Einprägbarkeit, die für die mündliche Überlieferung so wichtig ist, wird dasselbe von dem alten deutschen Sprichwort ausgedrückt: „Kein Kind ist seiner Mutter Rebskind.“

Während dieses heute kaum mehr gebrauchte Sprichwort den juristischen Sinn noch deutlich zum Ausdruck bringt, gibt es andere, deren Bedeutung kaum mehr erfassbar ist. Da heißt es etwa: „Die Tat tötet den Mann.“ Im alten deutschen Recht wird nämlich auf die Hintergründe einer Tat nicht eingegangen, die Tat allein gilt. Darum sagt man auch: „Imms Denken kann man niemand henken“, oder in einer späteren, heute noch üblichen Fassung: „Gedanken sind zollfrei.“

Wenn wir heute sagen: „Not kennt kein Gebot“, so fassen wir das in einem sehr allgemeinen Sinne auf. Tatsächlich ist aber hier mit Not Notstand, Notwehr gemeint, und es ist die Formel für das Notwehrrecht. Was mag wohl der alte Spruch „Jahr und Tag soll ewig gelten“ bedeuten haben? Wie heute nach dem Zivilrecht, konnte auch der alte Deutsche ein Gut „ersitzen“; war etwas eine bestimmte Zeit praktisch im Besitz eines Mannes, so ging es auch rechtlich in seinen Besitz über. Dabei ist „Jahr und Tag“ (eine Formel, die namentlich im deutschen Märchen oft wiederkehrt) eine Abkürzung für ein Jahr sechs Wochen und drei Tage, eine Zeitspanne, die sich nach den bestimmten Abständen der Gerichtssitzungen so herausgebildet hatte.

„Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede“ heißt in älterer Fassung „eines mannes red ist ein halb red, man soll die part verhören beed“ und stellt also die Forderung auf, nicht nur den Kläger, sondern auch den Angeklagten zu hören. „Wo kein Kläger, da kein Richter“ sagt das heute nicht mehr „richtige“ Sprichwort. Im alten Deutschland mußte der Gefränkte aber wirklich „Klage“ erheben, also nach dem ursprünglichen Sinn mit lautem Wehgeschrei vorbringen, was ihm geschehen war. „Ein Mann ein Wort“ weist auf die starre Prozessordnung vergangener Zeiten hin, in denen das einmal Ausgesprochene nicht mehr widerrufen werden konnte, sondern ein für allemal, zum Nutzen oder Schaden, galt. Daß auch die Redensart „Wer A sagt, muß auch B sagen“ wahrscheinlich aus dem Rechtsleben stammt, wird manchen verwundern. Nun hieß aber die Antwort des Beklagten das

„besagen“. Möglicherweise machte der Volkswitz daraus unsere Redensart, in dem Sinn, daß wer anklagt, auch mit der Widerklage rechnen muß, in der ihm dann das „besagen“ zufällt! Die bekannte Wendung „Stein und Bein schwören“ stammt aus christlicher Zeit: man schwor auf die Altarplatte (den Stein), unter dem die Gebeine des Heiligen ruhten!

Der Eid spielt im Gerichtsverfahren unserer Vorfahren eine weitaus größere Rolle als heute. Daher auch der „Meineid“, der aus einem alten Worte „mein“, das „falsch“, „schlecht“ bedeutet, herzuleiten ist. Doch wurden außer den „Eidshelfern“ auch schon Zeugen herangezogen (Zeuge hängt mit ziehen zusammen), besonders im Volksrecht der salischen Franken. Die Aussagen zweier unvoreingenommener Zeugen galten als schlüssiger Beweis, wie das Wort „Aus zweier Zeugen Mund wird allertwegs die Wahrheit kund“ dargetut.

Zum Abschluß sei noch der Spruch „Aller guten Dinge sind drei“ als besonders schönes Beispiel aus der Wunderwelt der Sprache gedeutet. „Ding“ (althochdeutsch dinc, altnordisch thing) bedeutete ursprünglich die öffentliche Versammlung und die Gerichtsversammlung, dann auch die Stätte der Gerichtsversammlung und schließlich den Gegenstand der Verhandlung. Von da aus entwickelte sich unsere heutige, ganz verallgemeinerte Bedeutung. (Ganz ähnlich: Sache, althochdeutsch sabha, hieß Streit, Gerichtsstreit, welche Bedeutung sich noch in „Widersacher“ erhalten hat, auch in „Ursache“ gleich Veranlassung zum Streit, „Sachwalter“ usw.) Das „Dinc“, die Gerichtsverhandlung der alten Germanen, durfte übrigens nach alt-arischem Brauch nur bei Tage stattfinden, daher wurde es auch tagedinc genannt. Aus dem zugehörigen Zeitwort „vertagedingen“ entwickelt sich lautgesetzlich unser „vertagen“, dessen ursprüngliche Bedeutung also die juristische ist, aus der die allgemeinere erst in Übertragung entstand.

Wir wissen also jetzt, daß das „Ding“ unseres Sprichwortes ursprünglich die Gerichtsverhandlung bedeutet. Warum sind „aller guten Dinge“ aber gerade drei? Auch das germanische Recht kannte etwas, das unserem heutigen „Versäumnisurteil“ entsprach: war ein Angeklagter trotz dreimaliger Ladung nicht vor dem tagedinc erschienen, so konnte über ihn das Urteil gesprochen werden, ohne daß er gehört wurde. Die dreimalige Ladung hängt mit der uralten magischen Bedeutung der Zahl Drei zusammen, wie wir sie in vielen frühen Kulturen wiederfinden. Waren also drei „Dinge“ abgehalten worden, ohne daß der Angeklagte von seinem Recht der Verteidigung Gebrauch gemacht hatte, so konnte er „vogelfrei“ erklärt werden (das heißt nicht „frei wie ein Vogel“, sondern „den Vögeln frei“: jeder konnte ihn ungestraft töten, und seine Leiche war den Krähen zum Fraße freigegeben). Drei Dinge mußten gehalten worden sein, damit das Urteil richtig, das Ding „gut“ gewesen sei! Heute fordert man mit dem alten Spruch den Gast auf, noch einmal zuzulangen, den Zechkumpen noch ein Glas zu trinken — aus dem ersten Begriff ist ein harmloses Scherzwort geworden.

Kleine Geschichten von großen Männern.

Die Prisenordnung.

Bei Gelegenheit einer Parade, zu der immer eine große Menge Volkes sich einzufinden pflegte, langte ein unverkennbarer Berliner in dem Augenblick, da der große Friedrich sich seiner Tabatiere bediente, über die Schulter des Königs hinweg und nahm sich aus der Dose eine Prise.

Der König drehte sich ärgerlich nach dem Verwegenen um, den ein Offizier schon gepackt hatte. „Wie kann Er miserable so frech sein, in meine Tabatiere zu greifen?“

Der Mann, anscheinend in reichlichstem Besitz jener Mischung von Dreistigkeit und Mutterwitz, die den Berliner von jeher auszeichnet, verlor trotz den bedrohlich ihn anfunkelnden Augen des Königs nicht für eine Sekunde seine Sicherheit und Ruhe. „Majestät, det kann doch nich frech sein, wat nach der Prisenordnung richtig is!“

„Prisenordnung? Was heißt das? Ich kenne keine Prisenordnung!“

„Denn wundre ik mir nich länger, dat Majestät sich über mir wundern. Aber wenn Majestät schnupfen, müssen Se doch ejentlich vooch de Prisenordnung kennen: Wenn man, bevor det man de Prise nimmt, eenmal mit'n Finger uff de Dose kloppt, denn heest det: „Ik will alleene schnupfen!“ Kloppt man aber zweemaal, denn sagt man jedissermaßen, dat einem det anjehem is, wenn der Nachbar sich 'ne Prise mitnimmt. Na, un weil nu Majestät zweemaal jekloppt haben, hab ik mir gedacht: Emil, den Zefallen kannste ihm jerne tun — un da hab ik eben zujezriffen!“

Auf einen Wink Friedrichs ließ der Offizier den Menschen los. „Ist Sein Glück, daß es die Prisenordnung gibt. Ich habe zwar noch nie von ihr gehört — aber man soll nicht sagen, daß der König von Preußen sich jemals gegen eine Ordnung vergangen hat. Doch meinen Tabak pflege ich alleine zu schnupfen. Darum nehme Er diese Tabatiere und behalte Er sie — für zwei ist sie zu klein!“

Königliche Antwort.

Während eines Galakonzertes in der Königlichen Oper zu Dresden, das Hans von Bülow leitete, wurde dem anwesenden König ein Brief gebracht. Er öffnete ihn rasch, las ihn und vertiefte sich so sehr in die Lektüre, daß er die Symphonie nicht mehr zu hören und das Konzert vollkommen vergessen zu haben schien. Zufällig bemerkte das Bülow, fuhr sich mit der in ähnlich gelagerten Situationen für ihn so charakteristischen, meist einen Ausbruch seines nervösen Temperaments ankündigenden Handbewegung über den Kopf, warf nochmals einen Blick zur Hofloge und — klopfte ab.

Der König, dem die plötzliche Stille natürlich nicht entging, blickte auf und sah Bülow zu ihm hinaufstarren und mit seinem linken Fuß auf und nieder wippen, ähnlich der zuckenden Schwanzspitze eines gereizten Tigers. Und während sich auf dem Gesicht des Königs ein leichtes Befremden malte, erscholl durch die Stille Bülows knarrende, von kaum unterdrücktem Ärger zitternde Stimme: „Genieren sich Eure Majestät nicht! Beethoven und wir können warten, bis es Eurer Majestät gefällig ist!“

Das Publikum saß entsetzt und wie zu Stein erstarrt.

Auch König Albert schien einen Augenblick lang äußerst verblüfft und unschlüssig. Dann aber faltete er den Brief zusammen, schob ihn in den Umschlag zurück, reichte ihn mit

einer ostentativen Handbewegung seinem hinter ihm sitzenden Adjutanten und — gab durch ein kurzes Händeklatschen und lächelndes Nicken das Zeichen zum Applaus.

Zubelnd und wie von einem schweren Alpdruck befreit, brach das Publikum in Beifallsrufe und immer wieder sich erneuerndes Händeklatschen aus. Sicher noch mehr begeistert über diese wahrhaft königliche Antwort als über den vor keiner Majestät haltmachenden Mut und die mit unerhörter Rücksichtslosigkeit vorgebrachte Zurechtweisung des ebenso erzen-trischen wie großen Dirigenten.

Lamino auf der Landstraße.

Mit einem Empfehlungsschreiben Goethes in der Tasche fuhr im Juli des Jahres 1816 der junge Weimarer Schauspieler Eduard Genast nach Stuttgart, um sich, der Gepflogenheit jener Zeit entsprechend, die verlangte, daß der Schauspieler zugleich auch Sänger sei, dort im Gesang weiterzubilden. Zwischen Ludwigsburg und Stuttgart rief ihm der Postillon der Fürstlich Thurn-und-Taxischen Postkarosse plötzlich in den Wagen hinein: „Heda, Herr, jetzt müsse Se ausschteige. Da kommt nämlich Sei Majestät der König!“ Nicht wenig verwundert folgte Genast der Aufforderung, stieg aus und stellte sich militärisch grüßend: „parademäßig“ hin. Schon kam auch der vier-spännige Wagen, in dem der König saß, herangefahren, eskortiert von je vier Gardedukorps, die dem kurzen Zuge voran- und hinterdreinritten. Auf einen Wink des Königs hielt der Wagen, einer der neben dem Schlag reitenden Offiziere näherte sich dem Schauspieler und forderte ihn auf, sich Seiner Majestät vorzustellen. Genast trat mit einer Verbeugung an den Wagen. Der König überflog ihn mit einem Blick. „Was ischt das für Uniform?“

„Weimarische Landsturmuniform, Majestät!“

„Wie heiße Sie und wo komme Sie her?“

„Ich heiße Genast und komme von Weimar, habe mich dem Theater gewidmet und gehe jetzt nach Stuttgart, um bei dem Kammerfänger Wilhelm Häfer Unterricht im Gesang zu nehmen, Majestät!“

„Habe Sie denn Echstimme?“

„Meine Reise erfolgt auf Anregung und Wunsch Seiner Excellenz des Herrn Geheimbden Rats von Goethe, Majestät.“

„So so. Dann lasse Sie mal hören. Singe Sie mal!“

Genast glaubte nicht recht verstanden zu haben. Doch da sich der König erwartungsvoll zurücklehnte, auch der Offizier neben Genast ihm ermunternd zunickte, besann er sich nicht lange, sammelte sich und begann die Arie des Lamino aus der „Zauberflöte“: „Dies Bildnis ist bezaubernd schön“ zu singen.

Der König hörte einige Takte lang zu, nickte wohlwollend, sagte: „Bravo, so isch's recht. Fahre Sie so fort, und Grüß Gott!“ und — gab seiner Eskorte das Zeichen zur Weiterfahrt.

Genast aber, einmal im Zuge und voller Ehrfurcht vor den unsterblichen Tönen des göttlichen Meisters Wolfgang Amadeus Mozart, sang dort auf der Landstraße zwischen Ludwigsburg und Stuttgart die Arie weiter, fuhr wirklich fort und sang sie ganz und zu Ende, unbekümmert darum, daß neben ihm die Postkutsche und der verwundert blickende Postillon warteten und der König von Württemberg indes längst verschwunden war und seiner Residenz entgegenrollte.

U. U.



Halligvorland.

Lichtbild: Renger-Pagisch.

Aus Fischen wird Petroleum.

Von Dr. H. Richter.

Die Entstehung des Erdöls war für die Wissenschaft bis jetzt ein ungelöstes Rätsel. Wohl sind die verschiedensten Erklärungen gegeben worden, aber keine konnte sich vollständig durchsetzen, weil keine durch Beobachtungen in der Natur zu beweisen war. Jetzt haben deutsche Forscher in der Walfischbucht, an der Küste Deutsch-Südwestafrikas, die Anfänge der Erdölbildung sozusagen experimentell studieren können. Damit ist die Erdölforschung in ein ganz neues Stadium getreten, und auch für die Erschließung der deutschen Petroleumgebiete ergeben sich aus den neuen Forschungsergebnissen wichtige praktische Hinweise.

Mehrere Male im Jahr können die Anwohner der Walfischbucht, einer tiefen Einbuchtung der südwestafrikanischen Küste südlich Swakopmund, eine merkwürdige Erscheinung beobachten: bei ruhiger See steigen plötzlich im grünen Wasser der Bucht braune Wolken empor, und bald ist die ganze Wasseroberfläche mit toten Fischen bedeckt. Neben Bewohnern des Meeresbodens sind es vor allem solche Fische, die in großen Schwärmen die stillen Buchten aufsuchen, um dort ihre Eier abzulegen. Giftige Gase, die in der Walfischbucht emporsteigen, bringen ihnen dabei den Tod. Am nächsten Tag ist die Zahl der toten Fische noch viel größer: Raubfische, die wie immer den Scharen der laichenden Fischzüge folgen, und namentlich Aasfresser, die reiche Nahrung zu finden hofften, sind gleichfalls den giftigen Wassern der Bucht zum Opfer gefallen. Nach zwei bis drei weitere-

ren Tagen sind die gewaltigen Mengen der toten Fische zu Boden gesunken; sie werden rasch in Sand und Schlamm eingebettet, die von den Küstenströmungen und namentlich durch die aus der Namibwüste wehenden Winde herbeigetragen werden.

Schlammvulkane bedecken die Küste.

Einige Zeit später beobachtet man andere merkwürdige Vorgänge an den Ufern der Walfischbucht: bei Ebbe ist oft der ganze Strand von kleinen Kegeln bedeckt, die wie winzige Vulkane aussehen. Ihre Bildung hat aber nichts mit unterirdischen Feuerkräften zu tun: es sind geplagte Gasblasen, die aus dem Boden emporstiegen und dabei die Vulkanhügelchen aufwarfen. Die Millionen von Fischkörpern, die beim letzten großen Fischsterben begraben worden waren, haben

begonnen, sich zu zerlegen; bei der Verwesung zerlegt sich der Tierkörper in feste, flüssige und gasförmige Bestandteile. Die ersteren bleiben im Meeresboden erhalten, die Säulnissgase aber, Ammoniak, Schwefelwasserstoff usw., entweichen. Bei der großen Anzahl von verwesenden Tierresten bildet sich natürlich eine Menge von Gas, das mit großer Gewalt einen Ausweg sucht: die Hügel am Strande der Walfischbucht sind ein beredtes Zeugnis davon. Manchmal ist die Gasbildung so heftig, daß große Stücke des Meeresbodens emporgehoben werden: so sah man vor einiger Zeit, wie eine richtige kleine Insel von 61 Meter Länge emportauchte, mehrere Tage über Wasser blieb und dann, als der Gasdruck nachließ, wieder versank.

Die Gase, die man entweichen sieht, legen also Zeugnis ab von den chemischen Prozessen, die sich im Untergrunde der Walfischbucht abspielen. Das Ergebnis dieser Vorgänge aber ist die Bildung von Erdöl; denn die festen und flüssigen Stoffe, die bei der Verwesung der Fischleichen im Boden verbleiben, bilden das Ausgangsmaterial, den Rohstoff, der sich im Laufe der Zeit zu richtigem Petroleum umwandelt.

Des Rätsels Lösung.

Die geschilderten Vorgänge sind schon seit einiger Zeit bekannt, aber niemand wußte bisher eine brauchbare Erklärung für sie. Man dachte an giftige Quellen, an unterirdische Zerlegung von Schwefelerzen; aber alle derartigen Erklärungsversuche konnten nicht befriedigen, das plötzliche und gewaltige Auftreten der Giftgase verlangte eine andere Begründung. Die Erklärung, die unlängst der bekannte Münchener Geologe Kaiser, einer der besten Kenner Deutsch-Südwestafrikas, gegeben hat, ist ebenso einfach wie überraschend: die toten Fische selbst vergiften die nachkommenden Artgenossen, und so wiederholt sich der Vorgang immer wieder. Bei der Verwesung der Fische entstehen, wie wir schon sahen, Säulnissgase, Ammoniak, Schwefelwasserstoff und andere für jedes Lebewesen giftige Stoffe. Suchen nun neue Fischschwärme die zum Laichen so verführerisch gelegene Walfischbucht auf, dann fallen sie diesen Giften zum Opfer, sinken zu Boden, und nach Ablauf von einigen Wochen sind bei ihrer Verwesung abermals neue Giftstoffe entstanden, die neuen Ankömmlingen den Tod bringen. So reiht sich ein Fischsterben an das andere.

Nur eines bleibt noch ungeklärt: wann und wie dieser Vorgang einmal begonnen hat. Jergendeine Ursache mag einst den Tod einer kleinen Anzahl Fische bedingt haben, die Säulnissgase töteten mehr, und so stieg die Zahl der Opfer mit jedem Male, bis sie die jetzigen ungeheuren Ausmaße erreichte.

Kohle und Erdöl.

Diese Beobachtungen helfen uns zum Verständnis eines Vorganges, um dessen Deutung sich die Wissenschaft seit Jahrzehnten bemüht hat, ohne zu einem völlig befriedigenden Ergebnis zu kommen: die Entstehung des Erdöls. Zwei Brennstoffe holt der Mensch aus den Tiefen der Erde: Kohle und Erdöl. Die Kohlen sind die Überreste von Pflanzen, die in grauer Vorzeit auf unserer Erde wuchsen, von uralten Mooren. Ihre Bildungsweise ist klar: noch heute sehen wir ja Moore und Sümpfe wachsen und kennen alle Stadien, die die verwesenden Pflanzenreste durchlaufen, um zur Kohle zu werden; vom jüngsten, dem Torf, führt die Reihe über die schon ältere Braunkohle zur tiefschwarzen Steinkohle und zum

Anthrazit. Immer mehr reichert sich der brennbare Kohlenstoff an, während die anderen Bestandteile der Pflanzensubstanz, Stickstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, allmählich entweichen.

Über das Erdöl aber waren wir bisher nicht so gut unterrichtet. Wohl konnte man aus seiner chemischen Zusammensetzung schließen, daß tierische Substanz den „Rohstoff“ für seine Bildung lieferte, wohl konnte man auch vermuten, daß ähnliche lang andauernde Umwandlungen sich bei der Erdölbildung abspielen, wie wir sie von der Bildung der Kohle her kennen. Aber welche Vorgänge die Anhäufung der ungezählten Millionen von Tierleichen bewirkten, die zur Entstehung einer Erdöllagerstätte nötig sind, das konnte man sich bisher nicht recht vorstellen.

Ein Blick in die Werkstatt der Natur.

Jetzt aber haben wir in der Walfischbucht gesehen, wie Millionen von Fischen durch Vergiftung zugrunde gehen und im Schlamm des Meeresbodens eingelagert werden. Und hier, auf dem Boden der Bucht, arbeitet die Natur unablässig in ihrem unterirdischen Laboratorium: die komplizierten Eiweißstoffe, aus denen der Tierkörper besteht, wandeln sich langsam und allmählich in die einfacher gebauten Bestandteile des Erdöls um. Immer wieder wird neuer „Rohstoff“ durch die sich wiederholenden Fischmassensterben zugeführt, immer neue Tierkörper zerlegen sich, die dabei abfallenden Stoffe entweichen als Gase, und die übrigbleibende Substanz verwandelt sich in Erdöl. Jahrtausendlang mag das weitergehen, jahrtausendlang bringen Meeresströmungen und Winde neuen Sand und Schlamm herbei. Immer tiefer werden die organischen Reste begraben, und im Schutze dieser Decke vollzieht sich ihre schließliche Umwandlung in Petroleum: wir können mit Recht sagen, daß unter unseren Augen in der Walfischbucht eine neue Petroleumlagerstätte entsteht. Diese Erkenntnis gibt uns endlich den Schlüssel für das Verständnis der übrigen Erdöllagerstätten der Welt. Denn genau, wie wir es heute in der Walfischbucht beobachten können, so vollzog sich wahrscheinlich auch in früheren Zeiten der Erdgeschichte die Bildung des Erdöls.

Vor Jahrmillionen in Deutschland.

Lassen wir uns zum Schluß durch die neugewonnene Einsicht in längst vergangene Zeiträume, in verschwundene Jahrmillionen der Erdgeschichte unserer Heimat zurückführen! Norddeutschland war damals vom Meere bedeckt, und in der Hannoverer Gegend griff eine tiefe Bucht weit hinein ins Land, bis zum Harz. Sie war bedeutend größer als die heutige Walfischbucht, aber die Verhältnisse mögen sonst den dortigen sehr ähnlich gewesen sein. Und wie dort starben in der vorzeitlichen Hannoverer Bucht jährlich Millionen und aber Millionen von Fischen und anderen Meeresbewohnern. So bildete sich das Erdöl, das den Reichtum des norddeutschen Bodens darstellt.

Natürlich ist die neue Bereicherung unseres Wissens vom Erdöl und von seiner Entstehung auch von großem praktischem Wert für die Erschließung unserer heimischen Erdölschätze, auf die wir ja im Zeichen der Devisenschwierigkeiten und der immer rascher ansteigenden Motorisierung Deutschlands mehr denn je angewiesen sind.

Auf der Fährte des Thür.



Von

Heinz Karl Heiland.

Bild: Heiland-Gendeviel.

Jagdfrühstück auf kaukasischem Gletscher.

Blechernes Geklapper des verbeulten Feldbeckers — ein leises, wohlbekanntes Zischen, auf dem geldüberzogenen Korf glitzern die Strahlen der gleißenden Gebirgssonne, als er sich im weiten Bogen hinaus schwingt in die tiefe Tiefe der Gletscherspalten. Schäumend fließt das perlende Blut der südlichen Hänge des Kaukasus in das unwürdige Gefäß.

„Prost, Nikko — Weidmannsheil!“

Emsig dreht Nikko, mein deutscher Tischkesselfeind, die Bratspieße, an denen die größte nationale Delikatesse des Kaukasiers in der Flamme zischt und knistert — Schischlik: Scheiben frischen Steinbockfleisches, abwechselnd aufgereiht mit Lagen Fett, aus dem Schwanz des Fettschwanzschafes geschnitten.

Das Feuer, dessen Nahrung mühsam aus dem fernen Tal heraufgeschafft wurde, flackert lustig auf einer flachen Steinplatte, die wir von der nahen Moräne auf das Eis des Gletschers wälzten. Ein mit dem Pickel in das Eis geschlagenes Loch dient als Sektfühler. Warme Wolldecken und die Haut des erlegten Steinbocks dienen als Sitz; eine Weste, aus dem Fell von Wölfen geschnitten, die ich einst im Himalaja erbeutete, wehrt der Kälte.

Nach getaner Arbeit ist gut ruhen. Während ich dem kunstvoll von allen Seiten gerösteten Schischlik alle Ehre antue, überfliegt der Blick die drohenden Fels- und Eismände, die uns von allen Seiten umgeben.

Hinter uns das eisstarrende Haupt des Kasbek (5043m hoch), gegenüber der wildzackige Tschino Lau, dazwischen in meilenferner Tiefe das Tal des Terek, durch das sich ein dünner Faden des internationalen Lebens, des Weltverkehrs, hindurchzieht: die gusfnische Heerstraße.

Dort drüben an jener steilen, zum

Tal überhängenden Felswand gelang es mir heute endlich, einen jungen Thür zu erlegen, einen jungen Thür zwar, doch „besser schmeckend und von zarterem Fleisch als der stolzeste Leitbock“.

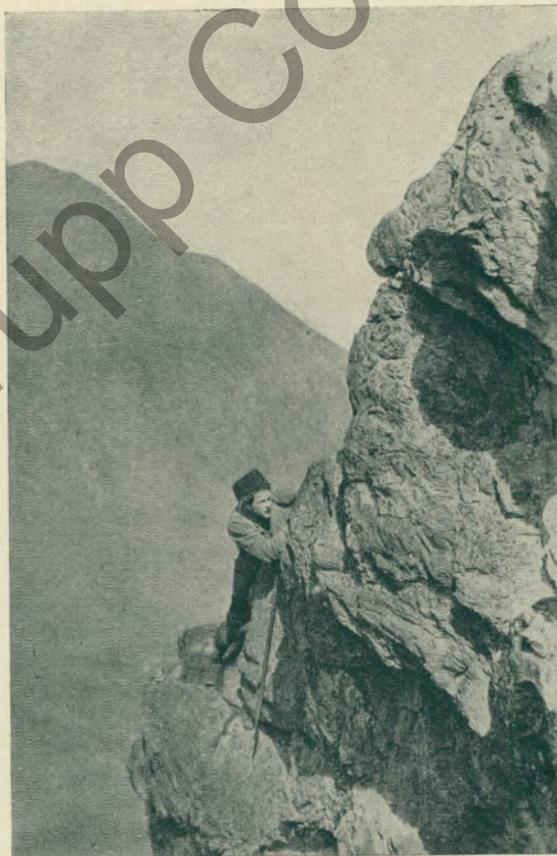
Ich mußte zufrieden sein, denn ich hatte statt der auf der Steinbockjagd unentbehrlichen Fernrohrbüchse eine ausgediente Berdanke, ein altes, unbeholfenes, aber wenigstens auf kurze Entfernungen gut schießendes russisches Militärgewehr. Statt der gerohnten alpinen Stiefel trage ich die Kletterschuhe der Inguschen, aus rohem Leder geflochten, mit langfädigem Heu gefüllt.

Bei dem Klettern über Fels und Eis hatte sich eines Tages das Heu verschoben, die große Zehe hatte freigelegt und war von einem spitzen Stein vollständig aufgerissen worden. Acht Tage mußte ich im fernen Dorf der Inguschen, jener berühmten Gebirgsräuber, verweilen, die mir, dem Gast des Stammes, die treuesten, hilfsbereitesten Freunde waren.

Endlich ging die Schwellung zurück, und die Wunde war einigermaßen geheilt. Wieder bergwärts, auf sorgsam von Inarbo, meinem alten Jäger, geflochtenen Ledersandalen.

Dort oben zieht langsam ein kleines Rudel Steinwild. Endlich tut es sich in einer flachen Mulde nieder. Wir traversieren eine Wand — hinter jener Felsnase müssen die Tiere liegen. Ich schleiche vorwärts, da löst sich ein Stein — ein Schlagen von Hufen, ein Regen von Geröll, ich springe ein paar Sätze vor, blicke um den Felsblock — gerade verschwindet das Rudel, der Leitbock an der Spitze, um eine gigantische Felszacke.

Ein neugieriger Bock verhofft einen Augenblick — kaum 40 Meter entfernt — ein Krachen der schweren Berdanke — er bricht im Feuer zusammen.



Auf der Fährte des Thür.

Vom Mechaniker- sohn zum Begründer der belgischen Stahlindustrie.

Zur Wiederkehr des Geburtstages
von John Cockerill am 3. August.

Im Jahre 1797 wanderte ein armer Mechaniker, William Cockerill mit Namen, mit seinen beiden ältesten Söhnen, William und James, aus seiner englischen Heimat nach Schweden, weil er hoffte, hier Absatz für seine Spinnmaschinen zu finden. Aber diese Hoffnung erfüllte sich nicht, und ebensowenig vermochte der Holzhandel ihm einen ausreichenden Unterhalt zu gewähren. So verließ er Schweden bereits nach zwei Jahren wieder und reiste über Hamburg nach Belgien, wo er mit den Tuchfabrikanten Simonis und Biolley in Verviers bekannt wurde,

die, seinem Vorschlage folgend, ihm die Möglichkeit gaben, die ersten Wollkamm- und -spinnmaschinen zu bauen. Da Cockerill zu arm war, sich die für den Bau der Maschinen notwendigen Rohstoffe zu kaufen, stellten Simonis und Biolley hierzu die Mittel sowie die Arbeitskräfte zur Verfügung, unter der Bedingung, daß Cockerill für eine gewisse Zeitspanne an keine anderen Tuchfabrikanten in Verviers derartige Maschinen liefern dürfe.

Da die Konstruktion der Cockerillschen Maschinen sich bewährte, hoben sich seine wirtschaftlichen Verhältnisse zusehends, so daß er im Jahre 1802 seine Familie, die noch zum Teil in England zurückgeblieben war, in die neue Heimat herüberholen konnte. So kam auch der zwölf Jahre alte John Cockerill nach Belgien, dessen industrielle Entwicklung er maßgebend beeinflussen sollte.

Bald nachher sahen wir Vater Cockerill in Lüttich, wo er eine neue Werkstatt errichtete zum Bau von Spinnmaschinen, wobei ihm die ganze Familie behilflich war. Der kleine John mußte zunächst die Drehbank drehen, auf der sein Vater die einzelnen Teile für seine Spinnmaschinen herstellte. Aus dieser kleinen Werkstatt aber wuchs nach und nach eine gut eingerichtete Maschinenfabrik empor. Und das war nicht zuletzt das Verdienst von John Cockerill. Schon frühzeitig zeigte er eine ungewöhnliche Begabung für technische Dinge, zu der sich eine große geschäftliche Lüchtigkeit gesellte, und die im Verein mit zäher Willenskraft, Fleiß und kühnem Wagemut ihn zum industriellen Führer befähigte. Mit zwanzig Jahren stand er als technischer Leiter an der Spitze des stetig wachsenden Betriebes. 1813 legte William Cockerill das Geschäft in die Hände seiner beiden Söhne James und John, die sich zu dieser Zeit mit den Schwestern Pastor aus Aachen verheirateten. Der dritte Sohn, William, ging später nach Preußen und legte durch Errichtung einer großen Spinnerei den Grund zur industriellen Entwicklung Sülbens.

Nachdem sein Vater von der Führung der Geschäfte zurückgetreten war, konnten sich die Talente John Cockerills frei entfalten. Nach den Befreiungskriegen wurde Belgien von Frankreich getrennt und mit Holland vereinigt. Bald trat John Cockerill in Beziehung zu König Wilhelm I. der Niederlande, der die großen wirtschaftlichen Fähigkeiten Cockerills bald erkannte. Da die Lütticher Gegend mit sehr großen Schätzen an Kohle und Eisen und mit einer gutgeschulten Arbeiterschaft die Grundlagen bot für ein Unternehmen, wie es John Cockerill vorzuschwebte, schloß er mit dem holländischen König einen Vertrag und übernahm im Frühjahr 1817 das ehemals fürstbischöfliche Schloß von Seraing mit seinem großen Bodenbesitz zum Preise von rd. 22000 Gulden. Diese Summe stellte nur einen Bruchteil des eigentlichen Wertes dar und war ein sichtbarer Beweis für die Anteilnahme, die der holländische König den Plänen Cockerills entgegenbrachte. Doch damit nicht genug: die



holländische Regierung stellte außerdem nach und nach noch den Betrag von 300 000 Gulden zur Verfügung. Diese Anleihe sollte sich nicht allein für Cockerill, sondern für den wirtschaftlichen Fortschritt des ganzen Landes segensreich auswirken. 1823 übernahm John Cockerill das Werk allein in Besitz.

Nach Erwerb des Schlosses von Seraing ging Cockerill nun mit aller Kraft an den Auf- und Ausbau eines Eisenhüttenwerkes und einer Maschinenbauanstalt. 1820 konnte er die ersten Puddelöfen Belgiens in Betrieb setzen. Im nächsten Jahre folgten die Kokerei und ein Koks-Ofen, dessen Gebläse von einer Dampfmaschine betrieben wurde. Der Ofen lieferte täglich 10 t Roheisen, für die damalige Zeit eine großartige Leistung. Im Anschluß an das Puddelwerk entstanden Schweißöfen, ein Stab- und Blechwalzwerk, eine Dampfessel- und Maschinenfabrik sowie Kohlen- und Erzgruben. Das ganze Werk war nach damaligen Begriffen eine große Musteranlage. Erwähnt sei hier, daß Cockerill damals schon einen großen Arbeiterspeisesaal bauen ließ, und daß den Arbeitern zur Erfrischung auch wäh-

rend des Dienstes Kaffee verabreicht wurde.

Die große Anlage erforderte natürlich sehr viel Kapital, das ihm — wie schon oben erwähnt — vom König bzw. von der niederländischen Regierung bereitwilligst zur Verfügung gestellt wurde. Um aber die finanziellen Verhältnisse des Werkes in geordnete Bahnen zu bringen, verkaufte John Cockerill später der niederländischen Regierung die Hälfte seiner Fabrik. An der selbständigen Führung des Werkes änderte jedoch dieser Vorgang nichts.

Die Revolution von 1830 vertrieb die Holländer aus Belgien und die Lösung des Verhältnisses zur holländischen Regierung schuf für Cockerill zunächst eine Zeit der Ungewißheit und Unsicherheit. 1834 gelang es ihm, den Anteil der holländischen Regierung, der mittlerweile an die belgische Regierung als Nachfolgerin übergegangen war, zurückzukaufen und sich damit wiederum zum alleinigen Besitzer der Werke zu machen.

Was er in den folgenden Jahren für die Industrialisierung Belgiens geleistet hat, ist so groß, daß es, selbst mit heutigem Maßstabe gemessen, uns ungeheuerlich erscheint. Aber sein sprichwörtlich gewordenes Glück sollte sich doch von ihm wenden. Eine Wirtschaftskrise gegen Ende der dreißiger Jahre zwang Cockerill schließlich, die Zahlungen einzustellen, und der Staat verlangte die Errichtung einer Aktiengesellschaft, um das Unternehmen wieder auf eine gesunde finanzielle Basis zu stellen. Cockerill zog jedoch die Verhandlungen mit dem Staat hinaus, und als er sich auf einer Geschäftsreise nach Rußland befand, um dort wegen des Baues von Eisenbahnen zu verhandeln, erkrankte er bei der Rückkehr in Warschau an Typhus. Nach zehntägigem Krankenlager verschied er am 19. Juni 1840, noch nicht 50 Jahre alt.

Seine Erben, die selbst in erheblichem Maße Gläubiger Cockerills waren, verkauften alle beweglichen Teile des Vermögens, und schließlich kam dann zur Vermeidung eines Konkurses eine Aktiengesellschaft zustande mit einem Kapital von 12 500 000 Franken. Cockerills Neffe, Pastor, wurde Generaldirektor der Aktiengesellschaft, und ihm war es vergönnt, das Werk in erfolgreicher Arbeit wieder zur Blüte zu führen.

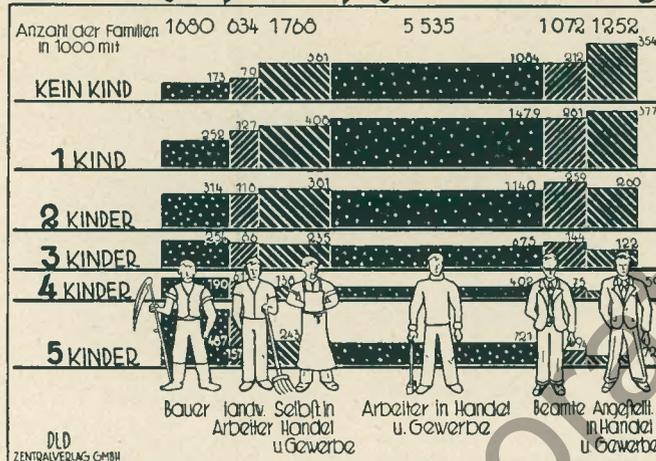
Cockerills Verdienste um die Ausgestaltung der belgischen und darüber hinaus der kontinentalen Industrie sind unbestritten. Er war einer der erfolgreichen Pioniere, die die englischen Fortschritte auf dem Gebiete des Hüttenwesens und Maschinenbaues in glücklicher Weise anwandten und sie ausnutzten zum Wohle des Landes. Klar und nüchtern im Denken, regen Geistes und zähen Willens, von einer ungeheuren Arbeitskraft besetzt, dabei einfach im Auftreten, geliebt und geachtet von seinen Arbeitern, so steht auch heute Cockerill vor uns, als einer der Größten in der Geschichte der Technik des 19. Jahrhunderts. Jahade.

Literatur: Beiträge zur Geschichte der Technik und Industrie 10 (1920) S. 103/19; Cockerill — 1817/1927. Festschrift.

Die Rundschau

Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze
aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.

Kinderzahl und soziale Stellung



Die deutschen Familien nach Kinderzahl und sozialer Stellung.

Bei der Volkszählung 1933 wurde zum ersten Male die Gliederung des deutschen Volkes nach Kinderzahl im Zusammenhang mit der sozialen Stellung der Bevölkerung festgestellt. Für die 14,1 Millionen Familien zusammenlebender Ehepaare ergab sich dabei die auf dem Bilde dargestellte Gliederung. Fast ein Fünftel der Ehen war kinderlos. Nahezu ein Viertel hatte ein Kind, ein weiteres Fünftel zwei Kinder, also insgesamt mehr als drei Fünftel der Ehen waren kinderlos oder kinderarm. Nur zwei Fünftel der Ehen hatten drei oder mehr Kinder. Den geringsten Anteil an kinderlosen und kinderarmen Ehen und umgekehrt den höchsten Anteil an kinderreichen Ehen haben die Bauern und die landwirtschaftlichen Arbeiter. Nur 10 Prozent der landwirtschaftlichen Ehen sind kinderlos, während mehr als 40 Prozent vier und mehr Kinder aufweisen. Bei den Selbständigen und Arbeitern in Gewerbe und Handel macht der Anteil der kinderlosen Ehepaare dagegen ein Fünftel des Gesamtbestandes aus, und nur ein Drittel hat drei und mehr Kinder. Am weitesten verbreitet sind Kinderlosigkeit und Kinderarmut bei den Angestellten und bei den Beamten. Nur der zehnte Teil der Angestellten hat vier und mehr Kinder.

Bilanz des Doktors.

Von Dr. Hans Erman.

Aus der Rheinisch-Westfälischen Zeitung, Essen.

Gründliche Statistik von der Menge und den Zielen der Studierenden an deutschen Hochschulen; lange Zahlenreihen geben Aufschluss über Herkunft, Alter, Geschlecht, Monatswechsel und Fachstudium...

Nur mit den Doktoren will sich kein Statistiker befassen! Jahrein, jahraus werden Dissertationen in großer Zahl geschrieben und gedruckt; jahrein und jahraus verlassen geprüfte Akademiker die Universität, mit neuen Visitenkarten, auf denen das erstrebte kleine Dr. dem Namen Schmuck und Glanz verleihen soll.

Was haben die Herren Doktoren geleistet? und worüber zerbrachen sie sich den Kopf, daß ihre Arbeit des Druckes und des Titels wert war?

Eine allgemeine öffentliche Kritik der Dissertationen gibt es nicht; ihre Entstehung und Veröffentlichung bleibt bis zum heutigen Tage Sache eines kleinen Kreises. Das mag zum Teil begründet sein; denn die behandelten Probleme entziehen sich fast immer dem Urteil der Allgemeinheit. Wissenschaftliche Forschung war immer die Aufgabe weniger Menschen, das soll so bleiben, es ist gut so.

Andererseits: im Deutschen Reich sind während des Jahres 1933 genau 7523 Menschen zu Doktoren promoviert worden!

Man kann diese Zahl unmöglich klein finden, und bei etwas Überlegung wird man auch gleich bedauern, daß ein so gewaltiger Betrieb, der jährlich 7523 Arbeiten veröffentlicht, so wenig Beachtung findet. In anderen Ländern, zum Beispiel Frankreich, ist es anders. Der „Temps“ bringt fast täglich die Meldung der Arbeiten, die für die Pariser Hochschulen etwa den deutschen Dissertationen gleichwertig sind. In Italien und England ist es ebenso...

Sollten die 7523 Doktoren des Jahres 1933 nicht auch in Deutschland die Öffentlichkeit ein wenig interessieren?

*

Zunächst jedoch noch ein paar Zahlen der Vergangenheit. Sie stehen wiederum in keinem statistischen Bericht; wer will, muß sie zusammensuchen in den amtlichen Verzeichnissen der Hochschulschriften. Das ist mühsam, aber es lohnt sich. Auch von hier fällt neues Licht auf die Akademikerfrage.

Die Zahlen der Doktor-Promotionen an deutschen Hochschulen sind für die Jahre

| | | |
|------------|------------|--------------|
| 1933: 7523 | 1928: 6940 | 1923: 11 441 |
| 1932: 8391 | 1927: 6299 | 1922: 10 684 |
| 1931: 8613 | 1926: 7745 | 1921: 7 461 |
| 1930: 7149 | 1925: 9035 | 1920: 3 948 |
| 1929: 6456 | 1924: 9728 | 1919: 2 520 |

In den fünfzehn Jahren der Nachkriegszeit haben also genau 106987 fertige Akademiker die Hochschule mit dem Dokortitel verlassen!

Diese Zahl gewinnt an Bedeutung, wenn man noch weiter zurückgreift und mit früheren Zeiten vergleicht:

Während der fünf Kriegsjahre 1914/1918 verließen die deutschen Hochschulen insgesamt 12 700 Dokortitel, kaum mehr also, als das Jahr 1923 für sich allein aufweist.

Und in vierzehn gesegneten Friedensjahren von 1900 bis 1913 wurde rd. 47 000mal der Dokortitel an strebsame Jünger der Wissenschaft verliehen.

Vor dem Kriege lag der Jahresdurchschnitt also bei rd. 3000, nach dem Kriege erhöhte er sich auf mehr als 7000.

Übrigens: der Statistiker rechnet, daß durchschnittlich immer dreiunddreißig Jahrgänge nebeneinander, zu gleicher Zeit am Leben sind. Adieren wir also, was in solchen dreiunddreißig Jahren zu Doktoren geschaffen wurde und mit uns lebt.

Die Flotten Englands u. Deutschlands

NACH DEM FLOTTENABKOMMEN VOM 18. JUNI 1935



Die Auswirkungen des Flottenabkommens Deutschland-England.

Die jüdischen Hege glauben, in aller Welt immer wieder darauf hinweisen zu müssen, daß Deutschland nur rüste, um einen Krieg heraufzubefchwören. Sie behaupten aber dasselbe nicht von Italien, das sich trotz aller Bemühungen der übrigen Großmächte von einem Krieg mit Absinnigkeit wohl kaum zurückhalten lassen wird. Die Welt hätte nun Gelegenheit, durch Gegenüberstellung des Verhaltens Deutschlands im deutsch-englischen Flottenabkommen und des Verhaltens Italiens sich darüber klar zu werden, wer wirklich Frieden will. Deshalb muß von deutscher Seite immer wieder auf diesen wichtigen Vertragsabschluß hingewiesen werden, der das Stärkeverhältnis der beiden Flotten von 35:100 festsetzte. Wie sich dies für die deutsche Kriegsmarine auswirkt, zeigt im einzelnen das Bild, wobei die Sonderabmachungen für die U-Boote nicht berücksichtigt sind.

Die etwas angreifende Rechnung zählt rd. 170 000 Doktoren. Bei rd. 65 Millionen Einwohnern, einschließlich der Säuglinge, ist statistisch jeder vierhundertste ein Doktor!

Und von rd. 20 Millionen Erwerbstätigen, zu denen die Doktoren ja fast ausschließlich gezählt werden dürfen, ist jeder hundertzwanzigste ein „Doktor“.

Aber...

Das Statistische Handbuch des Deutschen Reiches berichtet, daß von diesen erwerbstätigen Doktoren nur jeder fünfhundertdreißigste sich in leitender Stellung befindet.

Direktoren und Prokuristen haben den vierfach höheren Seltenheitswert. Und der Dokortitel ist die höchste und die einzige Auszeichnung, die Deutschlands Hochschulen zu vergeben haben.

*

Worüber haben die Doktoranden gearbeitet?

Für das Jahr 1934 ist die maßgebende Zusammenstellung nicht abgeschlossen; für 1933 liegt sie vor, gegliedert nach Hochschulen und Fakultäten.

Gleichmäßig schreitet in den naturwissenschaftlichen und medizinischen Gebieten die Arbeit fort. Eine Leipziger Dissertation befaßt sich mit „Untersuchungen über den Bau der Pfanne, des Höckers und die Form des Gelenkkopfes des Unterkiefers am Material des Rassechädels“. Wie überall, so sind auch hier jüdische Namen fast ganz verschwunden, sonst jedoch ist — entsprechend dem fachlichen Charakter dieser Arbeit — von der politischen Wende des Jahres 1933 nichts zu spüren. Dafür wird um so eifriger den Fragen nachgegangen, die eben „aktuell“ sind. Atomzertrümmerung, Wärmewirtschaft, Operationstechnik, biologische Untersuchungen stehen im Vordergrund, und hinter manchem seltsam klingenden Titel birgt sich fruchtbare Arbeit.

*

Ein wenig anders scheint das Bild der theologischen Fakultäten, die insgesamt 58 Dissertationen aufweisen.

In den evangelischen Fakultäten befaßte man sich ausschließlich mit historischen Arbeiten, etwa Untersuchungen über „Die Krankheit im Neuen Testament“ oder „Die Namen im Alten Testament“.

Lebensnäher scheinen die katholischen Fakultäten. Neben den historischen Untersuchungen finden sich auch Arbeiten wie „Bibellegung mit der katholischen Jugend. Eine religionspädagogische Studie“ oder „Das Komunionerlebnis des Kindes. Eine empirische Untersuchung“.

*

Merkwürdig auch in der philosophischen Fakultät die Überzahl von Arbeiten, die einem unbefangenen Betrachter als abseitig erscheinen wollen. Wir haben eine Fülle von Untersuchungen, wie beispielsweise „Stilgrundsätze im nichtdramatischen Jugendwerk Robert Brownings“ oder „Die Rolle des Leibes bei den ostafrikanischen Völkern“ oder „Studien zu serbokroatischen Ortsnamen“ oder „Fontanelles Stil im Licht der Saksverknüpfung“.

Aber von allen 7523 Dissertationen befaßen nur rd. 15 sich mit Fragen des Auslandsdeutschtums! Sechs Arbeiten sind Elsaß-Lothringen gewidmet, fünf Danzig, drei dem Memelgebiet, eine übrigens der Kolonialschuldfrage. Doch dem Saargebiet, Eupen und Malmedy, Oberschlesien scheint nicht eine einzige Arbeit sich zugewendet zu haben.

Kein philosophische Untersuchungen sind immer weniger geworden; ebenso Arbeiten über das klassische Zeitalter unserer Literatur; hier ist wohl alles schon behandelt, was irgend der Beachtung wert war.

Dafür machen sich zwei jüngere Sonderwissenschaften bemerkbar: die Volkskunde und die Zeitungswissenschaft. Über fast alle deutschen Gauen und über die verschiedensten Bräuche wird hier das Material zusammengetragen; immer noch findet sich hier Stoff, der auch als Stoff schon wertvoll ist. Und ebenso ist es mit der Zeitungswissenschaft, wo nach vieljährigem Versuch sich schon ein besonderer „Stil“ solcher Dissertationen herauszubilden scheint.

In beiden Disziplinen werden „Bausteine“ gesammelt, die künftiger Arbeit und Forschung von Nutzen sein können.

*

Von Fach wegen waren Juristen und Nationalökonomien immer die „Zeitgemäßen“ in der Universität, hier spiegelt das Leben sich am buntesten. Hier promovierte schon 1933 jemand über „Anerkennung“, hier untersucht jemand „Städtebaulich-wirtschaftliche Fragen der Erwerbslosen-Stadtstrandiedlung“, hier fragt ein anderer: „Sind öffentliche Arbeiten ein Mittel der Konjunkturpolitik?“. Andere befaßen sich mit der „Haftung der Bank aus dem Prospekt beim Emissionsgeschäft“ und der „Abfinanzierung von Kraftwagen und Kraftträdern“ oder „Die Konzentration in der deutschen Zigarettenindustrie“. Das Bedürfnis, mit der Zeit Schritt zu halten, ließ eine Dissertation „Der chinesisch-japanische Konflikt und das Völkerrecht“ erscheinen.

Weil manchem aber die politische Entwicklung etwas zu schnell ging, begegnen wir aber auch noch einer Untersuchung über den „Ausstoß für den Reichshaushalt“ und der Dissertation über „Die Verfassungstreuekeit innerhalb eines Landes nach Artikel 19 der Reichsverfassung“.

Das fabrikmäßig hergestellte Haus ist da.

Aus einem Leitartikel in „The New Republic“, Newyork.

Das aufstellungsfertige Haus ist da. Die erste Gesellschaft, die fertige Häuser in großem Maßstabe zum Kauf anbietet, ist die „American Houses, Inc.“ in Newyork. Sie fabriziert eine Reihe von Häusern erster Art, die viele radikale Neuerungen gegenüber allen anderen Häusern aufweisen. Ein solches Haus besteht aus Platten, die unter ungeheurem Druck aus Zement und aus Asbest hergestellt sind und an einen Stahlrahmen verbolzt werden. Die Dächer sind flach, es sei denn, der Käufer wünscht, daß an seinem Hause ein zweifaches Giebel angebracht wird, für den er extra zu zahlen hat. Der Baustil ist durchaus modern mit einfachen geraden Linien und reichlicher Verwendung von Sonnendecken usw.

Die Preise dieser Häuser sind zwar noch nicht endgültig festgesetzt, doch wird man wahrscheinlich ein Vierzimmerhaus mit der erforderlichen maschinellen Einrichtung und dem Zubehör, aber ausschließlich der Möbel, für etwa 3800 Dollar kaufen können. Will man es auf Abzahlung beziehen, so zahlt man 15 Jahre lang jeden Monat 38 Dollar, insgesamt also 6800 Dollar. Man braucht keine Anzahlung zu leisten und keine erste oder zweite Hypothek zu stellen. Der Käufer beginnt erst mit den Zahlungen, nachdem er eingezogen ist, und am Ende der 15 Jahre gehört ihm das Haus. Im Preis eingeschlossen sind eine Feuerversicherung und eine Versicherung auf das Leben des Käufers, so daß das Haus bei seinem Ableben innerhalb der 15 Jahre sofort ohne weitere Zahlung Eigentum seiner Erben wird. Es gibt zwölf verschiedene Modelle von Häusern, bis hinauf zu 9 Zimmern und 3 Baderäumen, und der Preis dieses letzteren Hauses wird wahrscheinlich 10 000 Dollar bei Barzahlung oder 17 800 Dollar bei Ratenzahlungen (99 Dollar monatlich während 15 Jahren) sein.

Sobald der Betrieb in vollem Gange ist, wird das Verfahren wie folgt sein: Der künftige Hausbesitzer erwirbt ein Grundstück und trifft die nötigen Vorkehrungen für Kanalisation, Wasser-, Gas- und Stromzuleitung. Er besucht eines der Büros der „American Houses, Inc.“, wählt den von ihm gewünschten Häusertyp aus und unterzeichnet seinen

Vertrag. Binnen zwei Tagen wird ihm das Haus von einem der in Abständen von 800 Kilometer über das Land verteilten Lagerhäuser in einem Mammot-Lastauto komplett geliefert. Zwei fachkundige Hausmonteure treffen mit dem Lastauto ein, das gleichzeitig ihr Heim ist. Sie engagieren vier oder fünf Arbeiter in der Nachbarschaft und stellen das Haus auf, ein Verahren, das zwei bis vier Wochen in Anspruch nimmt. Diese Häuser enthalten kein Kellergerüst; unter ihnen befinden sich Ausschachtungen von nur ein paar Fuß mit Fundamenten, die gerade so tief gehen, daß sie unter die Großlinie gelangen. Die Platten, die die Mauern und die inneren Scheidewände bilden, werden an die Stahlrahmen verbolzt. Keine der inneren Wände hat irgendein Gewicht zu tragen, und auf Wunsch können alle inneren Wände ohne Gefahr entfernt und das Haus kann in einen einzigen großen Raum verwandelt werden. Die Bauart ist so stabil, daß sie angeblich einem Orkan von 200 Kilometer Stundengeschwindigkeit oder einer 8 Meter hohen Schneelast auf dem Dache widerstehen kann. Nach Verlauf von ein paar Wochen kann der neue Eigentümer einziehen, und er wird alles zum Beginn der häuslichen Wirtschaft Nötige vorfinden, sogar Lebensmittel für zwei Tage auf den Küchenregalen. Alle erforderlichen elektrischen Vorrichtungen sind betriebsfertig angebracht.

In mancher Hinsicht unterscheiden sich diese Häuser von allen bisher bekannten, jedenfalls von allen Häusern der gleichen Preislage. Sie sind z. B. mit einer Klima-Anlage versehen, so daß sowohl im Sommer als auch im Winter die Temperatur und die Feuchtigkeit genau reguliert werden können. Infolge ihrer Bauart sind sie vor Angriffen durch Insekten, einschließlich Termiten, geschützt. Die Fenster sind Flügel Fenster und befinden sich in der Ecke des Zimmers, damit man eine größere freie Wandfläche hat. Der Fußboden besteht aus gepreßtem feuerfestem Hartholz, das so gut wie unzerstörbar ist. Das flache Dach läßt sich als Terrasse benutzen. Zwecks Raumerparnis sind elektrische Uhren in die Wände mehrerer Zimmer eingebaut, ebenso sind ein Rundfunkempfänger und ein Zigarettenanzünder in die Wand des Wohnzimmers eingelassen. Das Herz dieses Hauses ist der Verschlag, in dem sich die gesamte Betriebsmaschinerie befindet. Die eine Seite dieses Verschlages wird durch eine Wand der Küche gebildet; hier befinden sich die Klima-Anlage, der elektrische Eisschrank, der Heißwasser-Apparat, die Geschirre- oder Wäsche-Waschmaschine, ein Ofen, Küchenregale usw. Die andere Seite bildet eine Wand des Baderaums, an der Waschbecken, Badewanne, Brause und Klosett befestigt sind.

Natürlich werden manche Leute sagen, daß sie kein Haus haben wollen, das wie jedes andere Haus in der Straße aussieht. Dieser Einwand verliert an Gewicht, wenn man bedenkt, wie wenige Grundtypen von Häusern es jetzt gibt, und wie viele Variationen bei den jetzt geplanten zwölf Arten fertiger Häuser möglich sind, wozu noch weitere Möglichkeiten durch den Anstrich kommen. Ein ernsterer Einwand ist der, daß, wenn man sich innerhalb zweier Wochen ein Haus irgendwohin stellen oder es leicht auseinandernehmen und anderswohin bringen lassen oder nach Belieben Zimmer hinzutun oder wegnehmen kann, die Frage der Städteplanung und die Bereitstellung der nötigen städtischen Versorgungsdienste viel schwieriger wird.

Deutsche Stahlräder in aller Welt.

Fortschritte des Leichttradsfahes. — Gummiringe als Schalldämpfer. — Starkes Interesse des Auslandes.

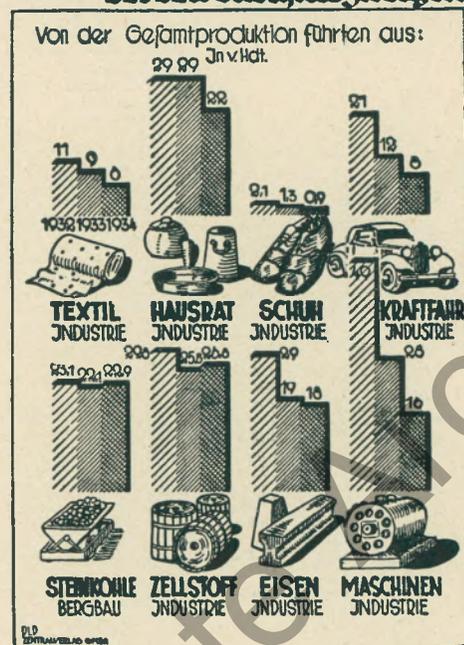
Aus den „Düsseldorfer Nachrichten“.

Deutsche Stahlprodukte, vor allem aus dem Ruhrrevier, haben sich schon vor dem Kriege den besten Namen in der Welt gemacht. Das war möglich, weil auf einer bald hundertjährigen Tradition damals schon mit größter Energie die Weiterentwicklung und Anpassung der Produkte an neue Erfordernisse des Verbrauchs betrieben wurde. Diese Arbeit ist heute für uns von doppelter Wichtigkeit, da wir immer mehr erkennen müssen, daß nur das modernste Qualitätserzeugnis noch Aussicht hat, auf dem Weltmarkt sofort einen Käufer zu finden. Unter diesen Umständen ist es doppelt erfreulich, zu sehen, wie sich die deutsche Eisenindustrie in Verfolg ihrer alten Tradition mit Erfolg um neue Konstruktionen bemüht. Das zeigte auch ein Rundgang durch die Räderdreherei des Bochumer Vereins für Gußstahlfabrikation, den das Werk in diesen Tagen veranstaltete.

Weniger Material — gleiche Leistung.

Im Vordergrund steht hier der sogenannte Leichttradsatz, dessen besonders hervorstechende Kennzeichen die Hohlachse und die doppelt gemantelten Radscheiben sind. Dieser Radsatz zeichnet sich, wie fast alle modernen Stahlkonstruktionen, dadurch aus, daß er bei außerordentlich vermindertem Gewicht gegenüber den bisherigen Konstruktionen die gleiche Arbeit leistet. Die Gewichtsbeminderung setzt gleichzeitig die Hammerwirkung auf die Schiene herunter, dadurch tritt eine Schonung des Oberbaues ein, und man erzielt gleichzeitig auch eine Verminderung des Fahrgeräusches. Infolge der doppelten Wellung der Radkörper kommt vor allem das unangenehme Pfeifen beim Durchfahren enger Kurven in Wegfall. Bei einigen Straßenbahnen laufen diese Radsätze schon seit mehreren Jahren mit großem Erfolg. Auch die Reichsbahn bringt diesen Leichttradsätzen großes Interesse entgegen, da das Bestreben nach Vergröße-

Der Ausfuhranteil bei den Industriezweigen



Die Exportquoten wichtiger Industrien.

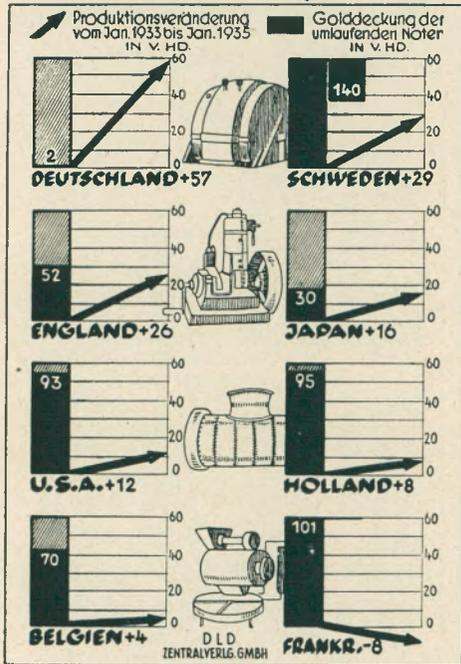
Der Anteil der Ausfuhr an der deutschen Industrieproduktion hat sich nach dem starken Rückgang in den Jahren 1932 und 1933 seit Mitte 1934 nicht mehr vermindert. Im vierten Vierteljahr 1934 wurde ebenso wie im dritten Vierteljahr rund ein Achtel der industriellen Erzeugung ausgeführt. Die Ausfuhr der deutschen Industrie ist absolut von 1929 bis 1934 aber auf den dritten Teil gesunken. Berücksichtigt man den Rückgang der Preise, so ergibt sich ein Rückgang von weniger als die Hälfte. Etwa 1 1/4 Millionen Arbeiter und Angestellte sind heute weniger für den Export tätig als 1928/1929. Das Bild gibt einen Überblick über die Entwicklung der Exportquote in den letzten drei Jahren für die einzelnen Industriezweige. Man sieht, daß bei fast allen Industriezweigen nicht nur der absolute Export zurückgegangen ist, sondern auch der Anteil der Ausfuhr an der Gesamtproduktion. Es ist die Aufgabe der deutschen Industrie, die verlorenen Märkte wieder zurückzugewinnen, wofür die qualitativen Voraussetzungen bestimmt gegeben sind.

rung der Schnelligkeit durch die Verminderung der Fahrzeuggewichte unterstützt wird. Der Leichttradsatz bringt eine bedeutende Ersparnis an toter Last und an Ölverbrauch. Neuerdings werden sogar 45 Großraumgüterwagen von der Reichsbahn mit diesen Leichttradsätzen ausgerüstet. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang noch, daß der Bochumer Verein die Radsätze für zwei Stromlinienlokomotiven der Reichsbahn für 175 Kilometer Fahrgehwwindigkeit gebaut hat. Sie sind die größten und schwersten Radsätze, die bis heute auf dem europäischen Festland laufen.

Lärmbekämpfung durch Gummieinlagen.

Eine weitere Neuerung hat sich in der Technik des Räderbaues durch den Willen zur Lärmbekämpfung ergeben. Die Straßenbahnwagen gehören mit zu den größten Lärmerzeugern im Verkehr. Dabei gehen die Geräusche von den Rädern aus. Die seit Jahren laufenden Bemühungen der Konstrukteure haben nun allmählich eine Ausführung entwickeln helfen, die sich allem Anschein nach gut bewährt. Zunächst baute man in die Räder einfach zwischen Reifen und Radkörper eine Zwischenlage aus Gummi unter Verwendung eines Vollgummiringes. Dabei ergaben sich zunächst große Schwierigkeiten, bis man eine richtige Gummiqualität fand und erkannte, daß die Gummiringe unter Druck eingebaut werden müssen, sollen sie nicht wie ein Radiergummi, der über Papier geht, zerrieben werden. Für besondere Zwecke ist diese Ausführung nun wieder weniger geeignet, und die Waggonfabrik Uerdingen hat die sogenannte Zweiringausführung entwickelt, bei der die Bremswärme, die bei der erstgenannten Konstruktion gummizerstörend wirkt, nicht mehr auf den Gummi übertragen wird. Diese Ausrüstung der Räder mit Gummiringen ergibt nicht nur ein ruhiges, sondern durch die entsprechende Federung auch ein sehr weiches Laufen. Die Haltbarkeit der Gummiringe scheint recht hoch zu sein, da die beiden genannten Konstruktionen heute schon Laufzeiten von mehr als hunderttausend Kilometer hinter sich haben, ohne daß sich Beschädigungen ergeben haben. An Stelle von Gummi wird in anderen Ausführungen auch eine Zwischenlage aus Asbestgeflecht

Die Macht des Goldes gebrochen!



Wirtschaftskonjunktur und Goldreserven.

Immer noch ist die Auffassung verbreitet, als ob Gold ohne weiteres eine wirtschaftliche Sicherung geben würde. Betrachtet man aber die wirtschaftliche Entwicklung in den einzelnen Ländern im Verhältnis zur vorhandenen Golddeckung der Währung, so sieht man, daß irgendwelche Zusammenhänge nicht bestehen. Die goldkräftigsten Länder, Frankreich und die Vereinigten Staaten, haben trotz vieler Experimente ein Fortschreiten der Wirtschaftskrise nicht verhindern können. Dagegen geht im neuen Deutschland die Wirtschaftsentwicklung unaufhaltsam aufwärts, getragen von dem Vertrauen des gesamten Volkes ohne den Hintergrund einer „vergoldeten Sicherheit“. Das Vertrauen des Volkes und nicht die Höhe des Golddepots entscheidet über die Sicherheit der Währung und die wirtschaftliche Gefundung eines Landes. Das beweist unwiderleglich dieses Bild.

zwischen Reifen und Radfelge angebracht. Durch sie erreicht man ebenfalls eine Geräuschdämpfung, aber keine zusätzliche Federung.

Technischer Fortschritt bedeutet mehr Devisen.

Die Entwicklung dieser Konstruktionen hat devisenmäßig eine sehr große Bedeutung. Das Ausland zeigt für derartige konstruktive Entwicklungen stärkstes Interesse. Der Bochumer Verein, dessen Radsatzbau heute drei Vierteljahrhunderte alt ist, kann 75 Prozent seiner Produktion an Radsätzen ins Ausland verbringen. Von den Lokomotivradfäden gehen 35 Prozent ins Ausland. Dabei handelt es sich nicht nur um Europa, sondern ebensogut um südamerikanische Länder, um Südafrika, Indien und die Länder des Fernen Ostens. Die Leichttradsätze sind schon in großer Zahl in die Triebwagen ausländischer Bahnen eingebaut worden, so in Holland, Spanien, Italien und Rumänien. Diese Tatsache zeigt, was der technische Fortschritt heute und in Zukunft für die Devisen-anreicherung und damit für das deutsche Wirtschaftsschicksal bedeutet.

Unvergessen.

Aus einem Aufsatz von Albert Payson Terhune in „The Reader's Digest“, Pleasantville (New York). — Der Verfasser ist Leiter der Parkverwaltung des Staates New Jersey und hat eine Reihe von Büchern über Hunde veröffentlicht.

Im Jahre 1924 lebte Francis McMahon in Erie (Illinois). Er war ein Tagelöhner, ein einsamer Mensch, dessen bester Freund sein langhaariger junger schottischer Schäferhund Shep war. Die beiden waren unzertrennlich. McMahon fiel die Treppe hinunter, erlitt einen Schädelbruch und wurde in einem Krankenwagen nach dem St. Anthony-Hospital in Rock Island gebracht. Shep sprang in den Wagen und kauerte sich dicht neben seinen Herrn, winselte und leckte sein Gesicht. Vor dem Krankenhaus wurde McMahon auf eine Tragbahre gehoben, und dann wurde er ins Haus getragen. Shep lief nebenher. So gelangte die kleine Prozession an den Fahrstuhl, der den Kranken zum Operationszimmer bringen sollte. Shep versuchte sich mit in den Fahrstuhl zu drängen, aber

ein Angestellter versperrte ihm den Weg. McMahon wandte sich, schwach, wie er war, dem Hunde zu, streichelte seinen Kopf und flüsterte: „Schon gut, alter Freund. Ich komme zurück. Warte hier auf mich.“ Das war etwas, was Shep verstehen und befolgen konnte. Schon hundertmal hatte McMahon, wenn er in ein Gebäude ging, in dem Hunde nicht zugelassen waren, ihm befohlen: „Warte hier auf mich!“ Also legte Shep sich neben dem Fahrstuhl auf den Boden und wartete. Er wartet noch heute.

McMahon kam nie zurück. Er starb am nächsten Tage. Die Leiche wurde mit einem Fahrstuhl auf der anderen Seite des Krankenhauses hinausgebracht. Shep erfuhr nichts davon. Ihm war gesagt worden, er solle warten, wo er war. Das war der letzte Befehl seines Herrn gewesen. Bis dahin hatte Sheps Abgott, wenn er ihm gesagt hatte, er solle warten, es nie unterlassen, zu ihm zurückzukommen. Der Hund schien fest überzeugt, daß es diesmal wieder so sein würde.

Das war im August 1924. Seit über zehn Jahren wartet Shep beim Fahrstuhl im Krankenhaus. Zuerst rannte er immer eifrig heran, wenn der Fahrstuhl im Erdgeschoß landete; enttäuscht kehrte er dann nach seinem Lager zurück. Später, nachdem trügerische Hoffnungen ihn unzählige Male zum Fahrstuhl getrieben hatten, blieb er liegen, wo er war, und heftete seine Augen auf jeden herunterkommenden Fahrstuhl.

Die Franziskanerinnen, denen das Krankenhaus unterstand, hatten Mitleid mit dem verlassenen Schäferhund. Sie gaben ihm eine weiche Matte, auf der er liegen konnte, und brachten ihm Futter und Wasser. Sie schlossen Freundschaft mit ihm, ebenso die Ärzte und das Krankenhauspersonal. Man verschaffte ihm Bewegung im Freien, so gut es ging, aber sobald man ihn wieder hineinließ, eilte er nach seiner Matte zurück.

Meine kleine braune Schäferhündin Sunnybank Jean, die später von einem Auto überfahren wurde, hatte ein Junges — Jock —, das sie anbetete. Die meisten Hündinnen haben wenig Interesse für ihre Jungen, nachdem diese entwöhnt sind. Dies war eine sehr seltene und schöne Ausnahme. Jean teilte Jocks Revier. Sie pflegte ihm die besten Bissen ihrer Mahlzeit hinzutragen, und jeden Tag säuberte sie ihn vom Kopf bis zur Schwanzspitze mit ihrer unermüdlichen rosa Zunge, auch dann noch, als er größer geworden war als sie selbst. Überallhin begleitete sie ihn. Nie habe ich bei einem Tier eine solche Hingabe für ein anderes gesehen.

Als dann der junge Hund ausgewachsen war, bekam er die Staupe, und ich sperrte ihn in eine große Box im Pferdestall ein. Dort kämpften wir lange und vergeblich gegen die garstige Krankheit. Ich hielt alle anderen Hunde weit von dem infizierten Stall fern. Jean war tief unglücklich und verweigerte jede Nahrung. Als Jock starb, ließ ich ihn einen halben Kilometer entfernt auf einem Feld am See begraben.

Am nächsten Morgen ließ ich Jean ins Freie. Sofort begann sie nach ihrem verlorenen Jungen zu suchen. Stundenlang suchte sie die ganze Gegend ab und ließ dann und wann ein Bellen vernehmen, dem Jock bis dahin stets Folge geleistet hatte. Endlich fand sie, was sie suchte. Sie lief zu mir, faßte mich beim Saum der Jacke und führte mich zu dem Hügel, der Jocks Grab deckte. Zufrieden legte sie sich daneben. Sie wedelte mit ihrem buschigen Schwanz, und ihre tieflegenden dunklen Augen leuchteten. Aus ihrem Verhalten sprach keine Trauer. Sie hatte den Plag aufgespürt, wo ihr lieber Sohn ihr endlich näher zu sein schien, als er es seit Wochen gewesen war. Das war eine frohe Botschaft. Augenscheinlich dachte sie, daß sie, wenn sie dort liegen blieb und wartete, zur Stelle sein werde, wenn er zurückkäme.

Jahrelang, bis zu ihrem Tode, trottete Jean Tag für Tag bei jedem Wetter nach Jocks Grab und lag dort stundenlang voller Hoffnung. Auf dem Heimweg von einer solchen Wache wurde sie von einem Auto überfahren.

Einer meiner Freunde namens Wilson zog vor einigen Jahren von einem Vorort Philadelphias nach Kalifornien. Er nahm seinen großen braunen schottischen Schäferhund Jack nicht mit, sondern ließ ihn bei einem Verwandten, der ihn gern hatte. Jack wollte aber nicht in seinem neuen Heim bleiben, sondern lief nach dem verschlossenen Haus seines Herrn zurück und legte sich dort auf der Veranda nieder. Jeden Nachmittag trottete er zu einer bestimmten Zeit nach der Haltestelle der Straßenbahn, mit der Wilson früher immer aus Philadelphia gekommen war. Damals war kein Tag vergangen, ohne daß Jack seinen Herrn abholte und nach Haus begleitete. Jetzt sah er sich das Gesicht eines jeden Fahrgastes an und schlich dann tiefbetäubt nach der Veranda zurück.

Er grämte sich so sehr, daß er zum Skelett abmagerte. Ein Nachbar benachrichtigte Wilson telegraphisch davon. Wenn man will, mag man lachen über das, was Wilson tat, als er das Telegramm erhielt. Ich nehme den Hut vor ihm ab. Er fuhr mit dem nächsten Zuge nach Osten. In Philadelphia angekommen, nahm er seine gewohnte Straßenbahn. Schwach und hoffnungslos hatte Jack sich wie immer nach der Haltestelle geschleppt. Plötzlich erblickte er seinen Herrn, auf den er solange und schmerzlich gewartet hatte. Wilson erzählte mir:

„Jack stieß ein Geheul des Entzückens aus und warf sich einfach auf mich. Dabei schluchzte er wie ein Kind. Er zitterte am ganzen Körper, als wäre er von Frost geschüttelt. Und ich? Nun, ich schmeuzte mich heftig und blinzelte mit den Augen, und dann beschloß ich, mich nie wieder von Jack zu trennen.“

Das ist einmal ein Fall, wo das trostlose Warten eines verlassenen Hundes belohnt wurde. Aber ach, in wie unendlich vielen Fällen ist es anders!

Wissen und Fortschritt.

Heilung durch Krankheit.

Krankheit als Heilungsfaktor.

Schon die alten Ärzte berichten uns von der heilkräftigen Wirkung des Fiebers bei gewissen Geisteskrankheiten und einer der größten Erfolge der Medizin dieses Jahrhunderts darf wohl in der von Wagner Jauregg eingeführten Fieberimpfbehandlung der Paralyse erblickt werden. Zauberhaft ist in zahlreichen Fällen die Wirkung des durch künstliche Malariainfektion beim Paralytiker hervorgerufenen Fiebers, und zahlreich früher unrettbar verlorene Paralytiker sind wieder berufsfähig geworden. Die Beispiele dafür, daß eine Erkrankung durch eine dazutretende Neuerkrankung, sogenannte interkurrente Krankheit, in vortheilhaftem Sinne beeinflusst wird, sind nicht vereinzelt, wenn man auch praktisch bisher wenig von der Möglichkeit, die eine Krankheit durch eine andere in ihrem Verlauf zu beeinflussen, Gebrauch gemacht hat. An einigen Beispielen soll die praktische Bedeutung der interkurrenten Erkrankung gezeigt werden. Wundstarrkrampf ist im allgemeinen um so bedenklicher in seinem Verlauf, je kürzer der Zeitraum zwischen Infektion und Ausbruch, die sogenannte Inkubationszeit, ist. Man hat verschiedentlich die Beobachtung machen können, daß bei Zutritt einer Lungenentzündung bei sehr schweren Wundstarrkrampffällen eine überraschende Besserung trotz Versagen der üblichen Behandlung mit Wundstarrkrampferum zu beobachten war, und es wird auch berichtet, daß das Auftreten von Masern in günstigem Sinne auf den Verlauf einer bedenklichen Wundstarrkrampfinfektion wirken kann. Beobachtungen über die günstige Beeinflussung von Karzinomen und der Lymphogranulomatose (bestimmte Form der Tuberkulose) durch plötzliches Hinzutreten der Rose sind bekanntgeworden, allerdings haben Versuche dieser Erfahrungstatsache der praktischen Medizin nutzbar zu machen, keine Ergebnisse gezeigt. Daß durch die Erwerbung der Masern zahlreiche entzündliche Vorgänge günstig beeinflusst werden, daß Eiterungen versiegen, hartnäckige Hautausschläge (nassende Ekzeme) in ihrem Heilungsverlauf begünstigt werden, ist bereits seit langem bekannt.

Daß Infektionskrankheiten sich gegenseitig günstig beeinflussen, ist bekannt. Ruhr kann durch Typhus unterdrückt werden, und Rückfallfieber läßt sich durch Fleckfieber ausschalten. Bei der sogenannten zuckerlosen Harnruhr (Diabetes insipidus) kann es unter dem Einfluß febriler Erkrankungen zu wesentlicher Besserung kommen. Es ist bekanntgeworden, daß auch geistige Erkrankungen von Einfluß auf körperliche Krankheitszustände wie die Zuckerkrankheit sein können. So hat man beim Auftreten einer Melancholie die bestehende Zuckerkrankheit verschwinden und beim Abklingen dieser geistigen Störung wieder auftreten sehen.

Daß durch bestehende Krankheiten in gewissem Umfange ein Schutz vor anderweitiger Erkrankung gebildet wird, ist bekannt. Außerordentlich selten ist beispielsweise eine aktive Tuberkulose bei der Biermerische Krankheit (fortschreitende früher unheilbare Blutarmut). Ja, man hat sogar erlebt, daß eine Biermerische Krankheit beim Hinzutreten einer Tuberkulose einen sehr günstigen Verlauf, ja sogar Heilung aufzuweisen hat. Recht interessant ist auch die Erfahrungstatsache, daß Asthma und Tuberkulose fast nie zusammen auftreten, so daß man in gewissem Sinne das Asthma als Antagonisten der Tuberkulose bezeichnet hat. Auch das Zusammentreffen von Sichel und Tuberkulose ist äußerst selten, und wenn diese beiden Erkrankungen zusammenfallen, ist der Verlauf der Tuberkulose äußerst mild. In den letzten Jahren sind Thrombosen und Embolien (Blutpfropfbildung und Verstopfung der Schlagader durch einen losgerissenen Blutpfropf) im Anschluß an Operationen sehr häufig geworden. Man hat nun bei zahlreichen Basedowkranken die Beobachtung gemacht, daß Thrombosen und Embolien im Anschluß an die Operation äußerst selten sind. Interessant ist auch die Beobachtung, daß bei Störungen der hämorrhoidalblutungen Asthma und Angina pectoris (Herzbräune) aufgetreten sind, die beim Einsetzen der Blutungen wieder verschwanden.

Diese hier vereinzelt angeführten Erfahrungstatsachen verdienen jedenfalls größtes medizinisches Interesse und intensivste Durchforschung, denn es ist nicht ausgeschlossen, das Beispiel der Fieberimpfbehandlung der Paralyse beweist es, daß neue therapeutische Wege zur Verhütung und Heilung von Krankheiten durch Krankheiten erschlossen werden können.
Dr. Fr.

Neue Forschungen über Leben und Tod.

Im Physiologischen Institut der Universität in Wien befaßte sich in letzter Zeit Professor Dr. W. W. Lepešchkin eingehend mit Untersuchungen über die Grundstoffe der lebenden Materie und ihre Bedeutung in der Biologie. Man nahm früher an, daß die belebte Natur aus be-

sonders zusammengefügten chemischen Stoffen aufgebaut sei; so unterschied noch vor etwa sechzig Jahren der berühmte deutsche Forscher Pflüger zwischen „totem“ und „lebendem“ Eiweiß. Tatsache ist, daß dieses Eiweiß nur in lebenden Zellen gebildet werden kann und daß es für das Bestehen aller lebenden Organismen unentbehrlich ist. Die Grundsubstanz aller dieser Zellen, der pflanzlichen und der tierischen, sollte nach Pflüger aus lebendem Eiweiß gebildet sein. Verwoorn, ein anderer deutscher Forscher, bezeichnete das lebende Eiweiß — vor etwa dreißig Jahren — als „Biogen“, worunter er sehr unbeständige chemische Verbindungen verstand, die beim Absterben sofort zerfallen sollten. Die Unterscheidung zwischen Biogen und totem Eiweiß wurde in den letzten Jahren wieder fallen gelassen, doch wurde dafür die zuerst von Berthold vor genau fünfzig Jahren erstmalig ausgesprochene Ansicht allgemein anerkannt, daß die Substanzen des Protoplasmas beim Absterben meist koagulieren: sie gerinnen. Aber auch andere, chemische Veränderungen gehen in den Protoplasmasubstanzen beim Absterben vor sich. So tritt beim Absterben zweifellos eine chemische Reaktion ein, bei der Wärme frei wird; Professor Lepešchkin konnte nachweisen, daß die so entstehende Energie einer großen Kalorie je fünfhundert Gramm absterbender, trockener Protoplasmasubstanzen entspricht: sie reicht somit aus, ein Liter Wasser um ein Grad zu erwärmen.

Doch auch strahlende Energie entsteht beim Absterben des Protoplasmas, wie ebenfalls Professor Lepešchkin in jüngster Zeit fand. Sie erweist sich vornehmlich als ultraviolettes Licht und wird „nekrobiotische“ Strahlung genannt; sie tritt erst im Moment des Todes auf.

Weitere Untersuchungen, die auf den eben besprochenen neuen Erkenntnissen basieren, haben schließlich Professor Lepešchkin zur Annahme sogenannter Vitaproteide oder Vitaide* geführt, worunter er lockere (Komplex-) Verbindungen aus Eiweißkörpern und Fettstoffen versteht. Diese Vitaide sind es, welche beim Absterben des Protoplasmas unter Bildung von Wärme und nekrobiotischen Strahlen zerfallen. Sie sind so unbeständig, daß man sie mit Sprengstoffen vergleichen kann, die ebenfalls durch chemische oder durch mechanische Einwirkungen verändert werden. Vitaide und Sprengstoffe besitzen in ihren Molekülen große Energievorräte und darauf ist letzten Endes auch ihre Unbeständigkeit zurückzuführen!

Die Anwesenheit der Vitaide im Protoplasma ist Voraussetzung für alles Leben; werden sie vernichtet, so wird auch das Leben unmöglich! Dementsprechend wird die Widerstandsfähigkeit der lebenden Zellen gegenüber allen schädlichen Eingriffen, also die Lebensfähigkeit selbst erhöht, wenn die Menge der Vitaide in ihnen vermehrt wird. Und umgekehrt: zerfallen die Vitaide, dann nimmt das Protoplasma andere Eigenschaften an, Gerinnung seiner Substanzen tritt ein, sie werden für alle Anilinfarbstoffe färbbar usw.

Werden wir mit ihrer Hilfe einst auch das Sterben hinausgeschoben können? Es ist nicht unmöglich; unmöglich aber ist es, den Tod selbst durch sie oder sonst ein Mittel besiegen zu wollen. Und das ist gut so!
R. E.

Quelle: Akademie der Wissenschaften in Wien, Mathem.-naturwissenschaftliche Klasse, Anzeiger, Jahrgang 1935, Nr. 12, S. 101 bis 105.

Es gibt fast keine Seuchen mehr.

Gigantisch ist die Leistung der Seuchenbekämpfung, der angewandten Bakteriologie während der letzten Jahrzehnte. Sie hat uns die Krankheitsermittlung, die rechtzeitige Erkennung der Seuchen gelehrt, aber auch die nicht minder wichtigen Schutzimpfungen, Isolierung Erkrankter, Desinfektionen und sonstigen Maßnahmen zur Seuchenbekämpfung. Die Erreger einst ungezählter Opfer fordernder Seuchen, wie Milzbrand, Tuberkulose, Cholera, Typhus, Ross, Diphtherie, Schweinerotlauf usw. wurden vor allem in Deutschland von Robert Koch, der gerade vor fünfundzwanzig Jahren gestorben ist sowie seinen Schülern aufgefunden. Damit war erst die Möglichkeit zur wissenschaftlichen, zweckmäßigsten Bekämpfung der verschiedenen Seuchen gegeben.

Während beispielsweise in Deutschland vor fünfzig Jahren jeder vierte Bewohner an einer Seuche starb, hat sich dieses ungunstige Verhältnis seither dreifach verbessert. Pest, Cholera, Aussaß, Gelbfieber, Fleckfieber und Pocken sind, gottlob, seit Jahrzehnten ganz verschwunden! Früher haben gerade diese Seuchen weite Landstriche oft ganz entvölkert.

Die Seuchenentwicklung von 1892 bis jetzt (in den letzten Jahren ist der Stand ziemlich unverändert geblieben) geht für Deutschland sehr deutlich aus folgender Zusammenstellung hervor (ähnlich liegen die Verhältnisse in West- und Mitteleuropa):

* Lateinisch: Leben.

| Es starben | 1892 | 1912 | 1922 | 1932 | 1932 | 1892 |
|------------------------------------------------------------|------------------------|------|------|------|-----------|-------|
| | von je 10 000 Lebenden | | | | insgesamt | |
| an Pocken, Cholera | — | — | — | — | — | — |
| an Fleckfieber | 1,9 | 0,0 | 0,0 | 0,0 | 2 | 9074 |
| an Typhus, Ruhr | 1,8 | 0,3 | 0,4 | 0,1 | 929 | 8 503 |
| an Scharlach, Diphtherie, Keuchhusten, Masern | 21,1 | 6,5 | 2,6 | 1,3 | 99 563 | 8 609 |
| an Tuberkulose | 25,9 | 15,3 | 14,2 | 7,6 | 122 152 | 48688 |

Diese Tabelle ist überaus lehrreich; sie beweist uns unter anderem, daß man heutzutage von den „schweren“ Seuchen eigentlich nur die Tuberkulose, in weitem Abstand folgend auch noch Diphtherie fürchten muß. Die schönsten Erfolge hat die Medizin (als angewandte Bakteriologie) in den letzten Jahrzehnten erzielt in der Bekämpfung von Pocken (infolge obligater Impfung), Cholera und Fleckfieber; große Erfolge betreffen auch den Kampf gegen Ruhr und Typhus sowie gegen Scharlach, Keuchhusten, Masern (in der schlimmen Form) und Diphtherie. Schlimm steht es dagegen hinsichtlich des Sterbens an Kindbettfieber. 1892 betrug die Sterblichkeit bei zehntausend Entbindungen 18,5, im Jahre 1912 noch 16,1, nach dem Kriege, 1922, sogar 27,5 und 1932 immer noch 24,7! (Den Rekord erzielte das Jahr 1923 mit einer Sterblichkeit von 28,8). Dieses Mißverhältnis ist einzig durch das Überhandnehmen des Kruppertums und der Unmoral weiter Bevölkerungskreise erklärlich: noch nie hat es so viele Abtreibungen gegeben wie in den Nachkriegsjahren, und da diese vielfach nicht unter Beobachtung der so unerläßlichen Vorsicht und Reinlichkeit vorgenommen werden, ist das Ansteigen der erwähnten Verhältniszahlen begreiflich. Sehr interessant ist es, in diesem Zusammenhange darauf zu verweisen, daß trotzdem die absolute Zahl der an Kindbettfieber Verstorbenen von 1892 bis 1932 stark, und zwar von 3239 auf 2490 abgenommen hat. Es ist dies ein Hinweis, der den Geburtenrückgang deutlicher aufzeigt, als dickleibige Bücher es tun können!

Erfreulich ist hingegen die Tatsache, daß alle jene Tierkrankheiten, die auch auf den Menschen übertragbar sind und darum früher gefürchtete Menschenseuchen waren, heute kaum noch zu befürchten sind; 1892 starben in Deutschland an Tollwut, Milzbrand, Trichinose und Rotz insgesamt 36, 1912 und 1922 sogar je 48, 1932 nur noch 9 Personen. Hier sind gerade in den Nachkriegsjahren wesentliche Fortschritte erzielt worden!

Dagegen sind einige andere Infektionskrankheiten nicht so „ungefährlich“ wie vielfach angenommen wird. Weil die Todesursache häufig, besonders in früheren Jahrzehnten, bei den folgenden Krankheiten statistisch nicht erfaßt wurde, seien hier nur die Zahlen fürs Jahr 1932 angegeben. In Deutschland starben 1932 an Kruppöser Lungenerkrankung und Bronchitis 12 328 Personen (das sind 1,9 von zehntausend Lebenden), an Grippe 10 310 (1,6), an Wundinfektionen und Sepsis 4850 (0,8), an Geschlechtskrankheiten 1988 (0,3), an Infektionskrankheiten des Zentralnervensystems 937 (0,1), an parasitären Krankheiten 331 (fast 0,0). Hier ist es also, neben Bronchitis und Lungenerkrankung, vor allem die so weitverbreitete Grippe, die die meisten Todesopfer fordert. Lediglich die Tuberkulose ist noch „gefährlicher“. Streng genommen ist aber eine Infektionskrankheit, die gar nicht so verbreitet zu sein scheint, noch viel schlimmer: der Darmkatarrh von Kleinkindern; 1932 starben daran in Deutschland 8312 Kinder unter zwei Jahren, das sind wohl nur 1,3 von zehntausend Lebenden, aber ein viel, viel größerer Anteil, wenn man nur Kinder bis zu zwei Jahren berücksichtigen wollte.

Chemischer Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Pflanzen.

Einen bemerkenswerten Unterschied im chemischen Aufbau von männlichen und weiblichen Pflanzen konnte erstmalig der amerikanische Forscher W. F. Loebling von der Staatsuniversität zu Iowa-City vor kurzem feststellen. Genau chemische Analysen ergaben, daß männliche Spinat- und Hanfpflanzen einen höheren Gehalt an Eisen, Magnesium, aber auch an organischen Inhaltsstoffen, wie Zucker, Oxalsäure sowie verdaulichen Anteilen aufweisen, als weibliche. Diese neuartigen theoretischen Erkenntnisse werden in Zukunft vielleicht auch praktische Bedeutung erlangen!

Quelle: Chemiker-Zeitung, Röthen 1935, Nr. 50 (22. 6. 1935), S. 508.

Marienkäferchen und Klima.

Wer kennt nicht die kleinen, rundlichen Marienkäferchen, die so nützlich sind, weil sie die Blatt- und Schildläuse verzehren? Zwei Naturforscher, Dr. E. Dobzhansky und N. P. Siverzew-Dobzhansky haben lange Zeit dem Studium der Marienkäferarten gewidmet und dabei eine beachtenswerte Abhängigkeit der Käferfärbung vom Klima

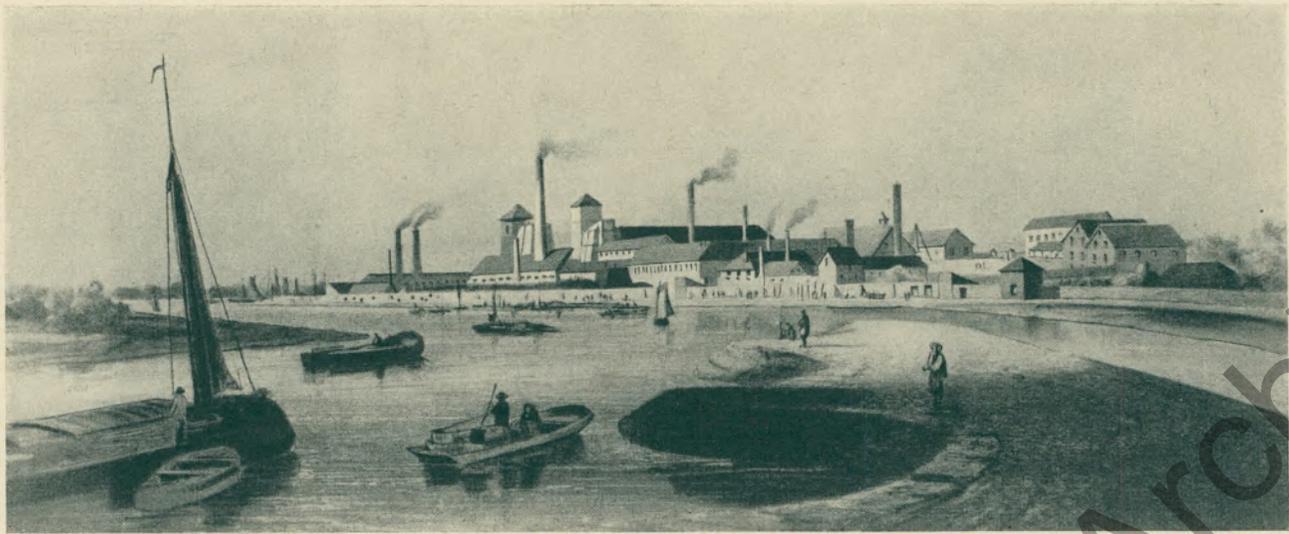
feststellen können. Das Marienkäferchen ist in Europa rotflügelig; die Flügel sind mit sieben schwarzen Punkten gezeichnet. Diese schwarzen Punkte werden immer schwächer, je näher wir den südlichen Provinzen Zentralasiens kommen: dort leben die hellsten Marienkäfer, weil — so sagen die Forscher — das Klima am trockensten und heißesten ist. Die dunkelsten Rassen, die Marienkäferchen mit den größten Punkten auf den roten Flügeln, sind im Fernen Osten zuhause, denn dort ist es naß und kalt: Naße und Kälte aber sind es, die eine Zunahme der dunklen Färbung (auch bei anderen Insekten!) begünstigen. R. E.

Quelle: Biologisches Zentralblatt, Bd. 47, Aufsatz der beiden Dobzhanski.

Gedüngtes Gemüse und seine günstige physiologische Wirkung.

Zur Klärung der Frage, ob die Verwendung künstlicher Dünger die Qualität pflanzlicher Nahrungsmittel verschlechtert oder diesen gar schädliche Eigenschaften verleihe (indem diese dann Stoffwechselförderung, Magen- und Darmerkrankungen, Krebs und anderes mehr hervorrufen, wie vielfach behauptet wurde), hat Professor Dr. A. Scheunert in Leipzig seit 1932 durch gut zweieinhalb Jahre eingehende Versuche durchgeführt. Sie wurden von den wissenschaftlichen Abteilungen des Stickstoff- und des Kalisyndikates, von den Versuchswirtschaften Dietschhof, Marhof (von Geheimrat Remy in Bonn), Limburger Hof bei Ludwigschafen, von der Zentralmolkerei Schwerin und anderen mehr gefördert, vor allem durch Beistellung der erforderlichen und den Versuchsbedingungen entsprechenden Nahrungsmittel für die Versuchstiere. Eingehend berichtet darüber Professor Dr. Scheunert in „Angewandte Chemie“ 48 (1935), S. 42/46 sowie in „Biochemische Zeitschrift“ 274 (1934) S. 372/396, nachdem er schon auf der letzten Hauptversammlung vom „Verein Deutscher Chemiker“ in der Fachgruppe für Landwirtschaftschemie über seine Forschungsarbeiten, denen große praktische Bedeutung zukommt, Mitteilungen gemacht hatte. Als Versuchstiere wurden, wie immer, zahme Ratten, die ja der menschlichen Nahrung am besten angepaßt sind, gewählt, und zwar wurden je zwölf Weibchen und je sechs Männchen, die zu Neujahr 1932 geworfen, gleich schwer und gleich groß waren, für zwei Fütterungsgruppen ausgewählt. Die eine erhielt die Bezeichnung „V“; sie wurde nur mit Nahrungsmitteln gefüttert, die reichlich mit Stickstoff- und Kalidüngern gedüngt worden waren; die andere, mit „U“ bezeichnet, erhielt Nahrungsmittel, die aus ungedüngtem oder mit natürlichen Düngern mäßig versorgtem Boden stammten. Es wurde, der menschlichen Kost entsprechend, gemischte Versuchsnahrung verwendet; während der Versuchsdauer, vom 3. Februar 1932 bis zum 5. Juni 1934, wurden an jede Gruppe insgesamt verfüttert: je 825 Kilogramm Getreide (Weizen, Roggen, Hafer, Gerste), gedüngt bzw. ungedüngt, je 145 Kilogramm Salat, 240 Kilogramm Spinat, 290 Kilogramm Kohl, 125 Kilogramm Bohnen, 17 Kilogramm Erbsen, 64 Kilogramm Möhren, 125 Kilogramm Tomaten, 1675 Kilogramm Kartoffeln und je 250 Stück Sellerie (jede dieser Gemüsearten einmal mit, das andere Mal ohne Kunstdünger gezogen; zwei Rinder, je über 300 Kilogramm schwer (das eine war mit Futtermitteln ernährt worden, die mit Kunstdüngern gedüngt waren, das andere ohne solche); schließlich wurden noch je 150 Kilogramm Milchpulver verbraucht, ebenfalls unter Beobachtung der Ernährung der Kühe und unter Kontrolle aus deren Milch hergestellt. Außer Salat und Tomaten wurden alle Nahrungsmittel gekocht, unter Zusatz von etwas Kochsalz, den Tieren verabreicht, mengenmäßig und qualitativ für beide Fütterungsgruppen gleich zusammengesetzt. Die erste Generation der Gruppe V (U) warf 54 (40), die zweite 163 (154), die dritte 173 (168), die vierte 206 (184), die fünfte 265 (229) und die letzte 498 (464) Junge.

Zusammenfassend ergeben die Versuche einwandfrei und im Gegensatz zu weit verbreiteten, jedoch noch nie exakt bewiesenen Behauptungen: Mit Kunstdünger gezogene Nahrungsmittel erhalten die Fruchtbarkeit bis ins höhere Alter: bei den ersten vier Paarungsversuchen in der ersten Generation — jedes Tier wurde von Geburt bis Tod (ausgenommen die Paarungszeit) in eigenem Käfig gehalten — ergab sich für die V- und U-Gruppe kein nennenswerter Unterschied; bei der fünften Paarung, im Alter von 1 3/4 Jahren, wurden bei V (U) 45,5 (12,5) % der Weibchen trächtig; sie warfen 23 (4) Junge. Auch die Lebensdauer wird durch Verzehren gedüngter Nahrungsmittel erhöht: Ein Alter von 2 1/2 Monaten erreichten bei V (U) alle 6 (4) Männchen und 11 (8) Weibchen; 29 Monate — das entspricht einem menschlichen Alter von 70 Jahren! — erreichten von V (U) 4 (1) Männchen und 9 (5) Weibchen. Diese Tiere machten bereits einen greisenhaften Eindruck; die Sektion ergab, daß von den 13 V-Tieren noch 6, von den 6 U-Tieren nur mehr eins völlig gesund war. Mit Kunstdünger gezogene Nahrungsmittel machen also auch widerstandsfähig gegen Infektionskrankheiten; außerdem erhöhen sie die Trächtigkeit der Weibchen und ihre Fruchtbarkeit (größere Anzahl Nachkommen). Kein Unterschied besteht hinsichtlich des Einflusses gedüngter und ungedüngter Nahrungsmittel auf Wachstum, Aussehen und Lebhaftigkeit. Das mag vor allem für eitle Rattenweibchen erfreulich sein . . .



Die Friedrich-Wilhelms-Hütte im Mülheim a. d. Ruhr im Jahre 1840.

Nach: Werkarchiv.

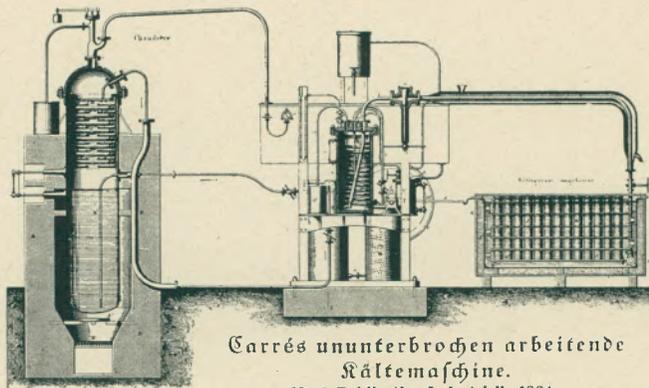
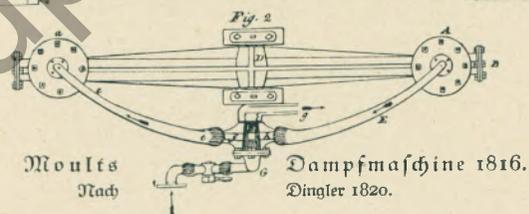
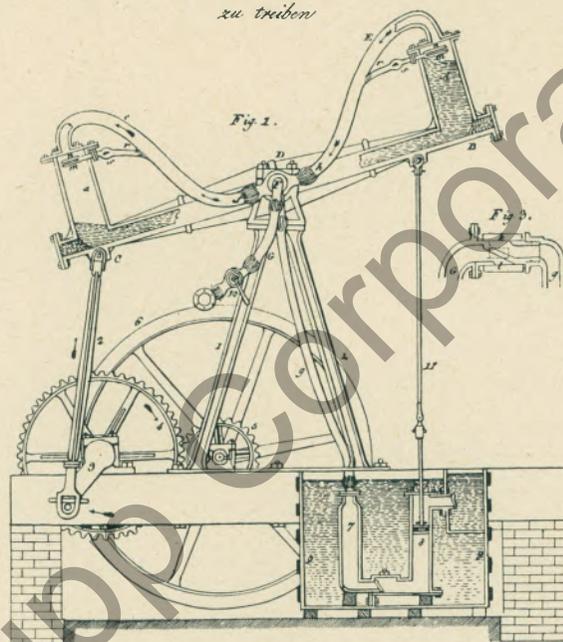
Technische

Moult's verbesserte Methode um Maschinen zu treiben

Gedenktage.

25. 8. 1826 starb im Alter von 51 Jahren der Mechaniker Franz Dinnendahl, der die erste Dampfmaschine im Ruhrgebiet erbaute. In jungen Jahren Schweinehirt, später Bergarbeiter, dann Zimmermann, begann er kurz nach 1800 mit dem Bau einer „Feuermaschine“ für die Zechen Wohlgenuth, die im Jahre 1803 dem Betrieb übergeben werden konnte. Da er keine gelernten Arbeiter für seine Zwecke vorfand, war er gezwungen, die Bearbeitung der Maschinenteile selbst vorzunehmen. Anfänglich lieferte ihm die Gutehoffnungshütte in Sterkrade die für seine Maschinen notwendigen Gußteile. Später gründete er in Essen, Mülheim und Huttrop bei Steele eigene Werkstätten und Gießereien. Das obenstehende Bild zeigt die Friedrich-Wilhelms-Hütte in Mülheim a. d. Ruhr im Jahre 1840, die aus der Dinnendahl'schen Gründung hervorgegangen ist.

24. 8. 1859 meldete Ferdinand Carré sein grundlegendes Patent auf eine Kältemaschine an, bei der er erstmalig Ammoniak als Kältemittel verwandte. Er eilte mit dieser Erfindung der Entwicklung der Kältetechnik weit voraus, indem er die starke Absorptionsfähigkeit des Ammoniaks in Wasser für die Erzeugung von Kälte erkannte. Im Jahre 1860 hielt Carré vor der Pa-



riser Akademie der Wissenschaften einen Vortrag über seine Erfindung, wobei er weitsehend die vielseitige Anwendungsmöglichkeit der künstlichen Kälte erläuterte: Erzeugung von Eis, Kühlung bewohnter Räume, Ausfrieren von Wasser in Weinen, Alkoholen und Säuren, Gewinnung von Süßwasser aus Meerwasser durch Gefrieren, Paraffingewinnung, Glaubersalzgewinnung u. a. m. Die beigegebende Abbildung zeigt die ununterbrochen arbeitende Absorptionsmaschine von Carré, die auf der Londoner Weltausstellung im Jahre 1862 zum ersten Male der Öffentlichkeit vorgeführt wurde.

14. 8. 1816 erhielt Wilhelm Moulton in Bedford-Square ein Patent auf eine Dampfmaschine, deren Balancier an den Enden Wasserbehälter trug. Der Inhalt konnte durch Dampf in den einen oder anderen Behälter gedrückt werden. Durch die einseitige Gewichtsbelastung des Balanciers kam eine Bewegung zustande, die durch eine Kurbelwelle in eine Drehbewegung umgewandelt wurde. Sobald die eine Seite des Balanciers durch das Gewicht des Wassers ihren Tiefstand erreicht hatte, wurde das Wasser an dieser Seite durch Dampfdruck aus dem Behälter zur andern Seite befördert und wirkte dort im umgekehrten Sinne. Eine Erfindung, die wohl keine praktische Bedeutung erlangt haben dürfte.

Das Ergebnis der „Werk“-Werbung 1935.

Es wurden verteilt 14 Originalradierungen und Holzschnitte, 32 Sonderdrucke,
12 Halbjahresfreibezüge „Das Werk“ und 41 Sammelmappen.

Hanomag, Hannover-Linden: Linien Schiff Hessen und Torpedoboot. Radierung von Josef Steib.
Thyssen-Rhein Stahl AG., Stuttgart: August-Thyssen-Hütte. Radierung von Franz Graf.
Schäfer i. August-Thyssen-Hütte AG., Hamborn: Deutsches Eck bei Koblenz. Radierung von Josef Steib.
Thyssen Eisen- und Stahl AG., Leipzig: Drahtseilbahn Carolinenglück. Radierung von Josef Steib.
Sächsische Montangesellschaft m. b. H., Chemnitz: Bochumer Verein, Schrägwalzwerk. Radierung von Franz Graf.
Martin & Pagenstecher G. m. b. H., Köln-Mülheim: Stahlformguß. Aquarelle von Ganß.
Thyssen Eisen- und Stahl AG., Berlin: Prämie: Birken im Moor. Radierung von Josef Steib.
Friedrichshütte, Wehbach: Torpedobootsangriff. Radierung von Josef Steib.
Thyssen-Rhein Stahl AG., Nürnberg: Presswerk. Aquarelle von Ganß.
Essener Steinkohlenbergwerke AG., Essen: Hamburger Hafen. Zeichnung von Gustav Ruhnau.
Katajczak i. Gelsenkirchener Bergwerks-AG., Hamborn: Das Straßburger Münster. Reichsdruck.
Bucher & Mayer G. m. b. H., Stuttgart-Cannstatt: Schaffende Hände. Holzschnitt von Carl Barth.
Vereinigte Stahlwerke AG., Verwaltungsstelle Berlin: Studienkopf. Holzschnitt von Walter Julius Rüpper.
Vereinigter Rohrleitungsbau (Phönix-Märk.) G. m. b. H., Düsseldorf: Schloß Dyck. Radierung von Erich von Perfall.
Vereinigte Economiserwerke G. m. b. H., Hilden: Thomasstahlwerk. Aquarelle von Ganß.
Steltmann i. DFL-Ofenbau-Union G. m. b. H., Düsseldorf: Berge und Heimat. Das Buch von den Bergen und ihren Menschen von Luis Trenker. — 1 Sammelmappe. — 10 Sonderdrucke.
Schloßmacher i. Vereinigte Stahlwerke AG., Düsseldorf: Geschichte Friedrichs des Großen. Von Franz Kugler. — 1 Sammelmappe. — 6 Sonderdrucke.
Hüttenwerke Siegerland AG., Siegen: Der weite Weg. Von August Winnig. — 1 Sammelmappe. — 6 Sonderdrucke.
Emunds i. Vereinigte Stahlwerke AG., Düsseldorf: Die Urvatersaga. Romantrilogie von H. J. Blunk. — 1 Sammelmappe.
Thyssen-Rhein Stahl AG., Kassel: Männlicher Kopf. Handzeichnung von Lucas Cranach (Reichsdruck). 1 Sammelmappe. — 10 Sonderdrucke.

Je ein Halbjahresfreibezug der Zeitschrift „Das Werk“:

Rhein. Westf. Werkswohnungs-AG., Gelsenkirchen.
Terboven i. August-Thyssen-Hütte AG., Hamborn.
Österreichisch-Alpine Montangesellschaft, Eisenerz.
Thyssen-Rhein Stahl AG., Frankfurt a. M.
Max Stamm, Bernburg.
W. Jellekens i. Vereinigte Stahlwerke AG., Düsseldorf.

Lienhart i. Vereinigte Stahlwerke AG., Düsseldorf.
Zeld, i. Vereinigte Stahlwerke AG., Düsseldorf.
Schulz, i. Vereinigte Stahlwerke AG., Düsseldorf.
NB Dilema & Chabot's Handels-Mij., Rotterdam.
Braunschweigische Kohlenbergwerke AG., Helmstedt.
Wilh. Becker i. Eisen und Stahl Versicherungs-AG., Düsseldorf.

Je eine Sammelmappe in Ganzleinen:

Zeche Westhausen, Westersilbe-Bodenschwinge.
Ebenfeld i. Gelsenkirchener Bergwerks AG., Essen.
Haserlamp i. August-Thyssen-Hütte AG., Hamborn.
Siemens-Elektro-Wärme G. m. b. H., Cornewitz.
Siemens-Schuckertwerke AG., Magdeburg.

Siemens-Schuckertwerke AG., Leipzig.
Kettenwerke Schlieper G. m. b. H., Grüne i. W.
Rohstoffbetriebe der Vereinigten Stahlwerke G. m. b. H., Bergverwaltung Bayern, Amberg.
Rhein.-Westf. Elektrizitätswerk AG., Brauweiler.

Kaab-Karcher-Thyssen G. m. b. H., Kassel.

Je eine Sammelmappe in Halbleinen:

Ruhrstahl AG., Brackwede.
Wüst i. Vereinigte Stahlwerke AG., Düsseldorf.
Mitteldeutsche Stahlwerke AG., Lauchhammer.
Walter Herzog, Augsburg.
Rhein. Westf. Elektrizitätswerk, Düsseldorf-Reisholz.
Rheinische Stahlwerke AG., Essen.
Stahlwerksverband AG. Abt. Feinblechverband, Köln.
Heinr. Aug. Schulte AG., Dortmund.
Deutsche Röhrenwerke AG. Fittingswerke Lierenfeld.
Zeche Zollern II, Dortmund.
J. Dinkelbach i. Ruhrstahl AG., Witten.
Luthe i. Gelsenkirchener Bergwerks AG., Essen.

Minneken i. August-Thyssen-Hütte AG., Hamborn.
Demag AG., Duisburg.
Wagner & Co., Dortmund.
Siemens Elektrizitäts-AG., Pressburg.
Siemens-Schuckertwerke AG., Wuppertal.
Siemens-Schuckertwerke AG., Köln.
Siemens-Schuckertwerke AG., Hamburg.
Concordiahütte G. m. b. H., Engers.
Kaab-Karcher G. m. b. H., Duisburg.
Niederösterreichisch-Alpine Montangesellschaft, Wien.
Niedersächsische Kraftwerke AG., Osnabrück.
Gödel i. Bandisenwalzwerke AG., Dinslaken.

Der Nussknocker

Geheimschrift.
Der Ruf.

ΛΕΥ ΕΘΕC λδεεγ λ(λ)γ(δεε ε(λ)γγεε,
λδεεεε ε(ε) ε(ε)εε(ε) λεεεεε(ε) ε(ε)εεεε.
ε(ε) γεεεεεεεεεεε, νθ ε(ε) ε(ε)εεεεεε =
γεε ε(ε)εε ε(ε)εεεε(ε)ε(ε) ε(ε) λεεεεεεεεεε
ε(ε)ε(ε)εεεεεε νεεεε ε(ε)ε(ε)εεεε ε(ε)ε(ε)εεεεεεεεεε.
εεεεεεεεεεε εεεεεεεεεεε εεεεεεεεεεε, εεεεεεεεεεε.
Schlüsselwörter: 1. εεεεεεεεεεε = Tageszeit, 2. εεεεεεεεεεε = Allein-
verkauf, 3. γεεεεεεεεεεε = Hauptstadt Kärntens, 4. εεεεεεεεεεε = Land in Europa.

thys
Corporate
Archives

Zitat von Paul Heyse.

| | | | |
|-------|-------|--------|-------|
| asbei | asfch | chäq | chtgl |
| eichd | emals | entwas | ewesq |
| hliif | iffen | ihrni | ihrni |
| nurni | thabt | tundd | übers |

Die Kästchen ergeben, richtig geordnet, ein Zitat von Paul Heyse.
W. J.

Silbendoppelrätsel.

a - a - al - ar - ball - baum - ber - ca - den - e - e - ga - ge - gu -
hard - ken - kom - Krebs - le - le - len - len - li - mas - men - nen - ni -
o - par - po - ra - ran - ro - sa - schen - ste - stein - ta - tar - tei -
teil - tor - tor - ur - va - wal - we - wol.

Aus den vorstehenden 48 Silben sind 16 Wörter folgender Bedeutung zu bilden. Jedem Lösungswort ist eine Silbe zu entnehmen. Die entnommenen Silben ergeben, aneinandergereiht, einen Sinnspruch.

1. Kleidungsstück.
2. Staat in Mittelamerika.
3. Südfrucht.
4. Erläuterungsschrift.
5. Krabbenart.
6. Teil des rheinischen Schiefergebirges.
7. Fäshingsvergnügen.
8. Kurort in Graubünden.
9. Männlicher Vorname.
10. Krokodilart.
11. Getreideheber.
12. Pflanzenfaser.
13. Feldherr im Dreißigjährigen Krieg.
14. Gerichtsentscheidung.
15. Politische Gruppe.
16. Europäischer Staat.

Verschieberätsel.

Die folgenden Wörter sind untereinanderzusetzen und so lange seitlich zu verschieben, daß zwei durch je zwei Buchstaben getrennte Buchstabenreihen die Namen von zwei bekannten Führern der Ruhrkohlenindustrie ergeben. (Einer der Führer !)

Seilfahrt. Emmerich. Westindien. Gleitbahn. Backenzahn. Zinnquß. Rohrstrang. Sardinien. Godelheim. Erdöl. Buffalo.

(Die Buchstaben sind durch Fettdruck gekennzeichnet.) Fr. K.

Silbenrätsel.

ab - chen - da - de - der - di - dis - dort - dru - dung - e - e - ein - er -
es - fin - for - ge - grie - horn - i - iff - in - kü - kus - la - land - land -
le - ma - ma - me - mie - mis - mund - na - nes - ni - nir - o - on -
pi - pi - ral - re - rie - sel - so - sus - ti - ti - tum - ul - wa - wal - werb.
Aus den vorstehenden 56 Silben sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Wort von Paul de Lagarde ergeben.

1. Wurfgerät.
2. Feldherr im dreißigjährigen Kriege.
3. Fabeltier.
4. Bekannter deutscher Schauspieler.
5. Westfälische Industriestadt.
6. Spanischer Nationaltanz.
7. Oberhaut.
8. Letzte Aufforderung.
9. Der Himmel der Buddhisten.
10. Der Philosoph in der Sonne.
11. Römischer Feldherr.
12. Entschädigung.
13. Gemüsepflanze.
14. Ankauf.
15. Schlachtenlenkerin bei den Germanen.
16. Unterrichtung.
17. Europäischer Staat.
18. Seuche.

Lösungen aus dem Juliheft.

Etworträtsel.

Kanne. Schrank. Zeiger. Nachen. Egel. Wunde. Haft. Gras. Nicht. Dur. Fuß. Lunge. Zinn. Fis. Geige. Mus. Rum. Ems. Fest. Der. Brise. SOS. Rebe. Reims. Wind. Nest.

Wer Großes will, muß sich zusammenraffen;
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Besetz nur kann uns Freiheit geben.

Silbenergänzung.

Wiegensfest. Eberhard. Rimini. Vorname. Iferlohn. Elefant. Litauen. Graudi. Novelle. Diagramm. Iduna. Erlangen. Neufundland.
Wer vielen dient, dient niemand.

Was ist das?

Epieltwalze einer Drehorgel.

Wortkettenrätsel.

1. Seilfahrt.
2. Fahrtgenosse.
3. Serum.
4. Kummel.
5. Meldereiter.
6. Termiten.
7. Lender.
8. Derschlag.
9. Schlagring.
10. Ringanker.
11. Kerkerbach.
12. Bachstelze.
13. Zedernholz.
14. Holzschuh.
15. Schuhsohle.
16. Leber.
17. Berlin.
18. Linden.
19. Dennewitz.
20. Witzwort.
21. Wortspiel.
22. Spielseil.

Die Bolapittierkrommel

enthaltend die buntesten im vergangenen Monat
eingefassten Spottwörter

Ein Bauer kommt zum Apotheker: „Ich hebb hier twee Rezepte, Herr Apotheker, abersten paßt gut up! De eene is för min Ollsch und de anner för min Kauh! Det see man jo nich vertütern, et is min allerbeste Kauh!“
(Haagsche Courant.)

Beim Hellscher: „Still mal, sprechen Sie kein Wort, Sie sind ein typischer Wassermann. Ihre Geburtsstunde stand im Zeichen ...“
„Falsch, ich bin der Gasmann. Entweder zahlen Sie, oder ich muß abdrehen!“
(Die Woche.)

„Was sind Sie denn bis jetzt gewesen?“ fragte der Personalführer den Bewerber.

„Zuer.“
„Zuer? Was ist denn das?“
„Wenn der Chef sagte, der Kassierer sollte dies oder das tun, dann sagte der Kassierer zum Buchhalter, er solle es tun, und der Buchhalter sagte zum Hilfsbuchhalter, er sollte es tun, und der Hilfsbuchhalter sagte, ich sollte es tun, und weil niemand da war, dem ich sagen konnte, er solle es tun, mußte ich es tun.“
(Koralle.)

Der Sohn
des Autohändlers.
„Nun, Kleiner, wie alt ist denn dein Brüderchen?“
„Der ist Modell 31“ ...
(Kölnische Illustrierte.)

Es stand so schlecht um das Schiff, daß sich der Kapitän entschloß, eine Leuchtkugel abzuschießen, um Hilfe herbeizurufen.

Kaum war das geschehen, da stieg ein Passagier von würdigem Aussehen zu dem Kapitän auf die Brücke und sprach:
„Ich bin der letzte, der einem Seemann Vorschläge macht. Aber ich muß doch sagen, daß es sehr wenig angebracht ist, in diesem Augenblick ein Feuerwerk zu veranstalten!“
(Berliner Illustrierte.)

Neulich erhielt Herr Pechkrähe, ein Gummivarwarenfabrikant, folgende Postkarte: „Senden Sie mir gef. umgehend:
18 Duzend Gummipüppchen mit Flöchen im Bauch.
7 dito dito ohne dito im Bauch.
Hochachtungsvoll
Emma Grundeis, Posamenten und Galanterie.“

„Wie nennt man den Mann, der ein Auto lenkt?“
„Kraftfahrer! Aber die Radsfahrer und Fußgänger am Sonntag nennen ihn meist anders!“
(Kölnische Illustrierte.)



Neugierde.

Lichtbild: Scherber.

Reserveübung.

Feldwebel (bei der Schießübung zum Kaufmann Müller):
„So drücken Sie doch los. Oder glauben Sie, beim Schießen gibt es drei Monate Ziel!“
(Die Woche.)

Kleine Stadt im wilden Westen. Zwei Cowboys bemühen sich vergeblich, einen störrischen Maulesel in einen Güterwagen zu verladen.

Kommt der Pastor vorbei: „Schwierige Sache, was? Kann ich irgendwie helfen?“

„Ja, Herr Pastor“, antwortete der eine, sich den Schweiß von der Stirn wischend, „Sie wissen doch in der biblischen Geschichte gut Bescheid. Wie hat eigentlich Noah zwei von diesen Viechern in seine Arche bekommen?“

(Berliner Illustrierte.)

Die Mutter hat die Kinder zu Bett gebracht.
„So“, sagt sie, „nun spricht schön euer Gebet.“

Fritz beginnt: „Ich bin rein, mein Herz ist klein, soll niemand drin wohnen als Gott allein. Amen.“

„Brav, mein Kind“, lobt Mutti. „Nun auch du, Elschen.“

Sagt Elschen: „Bei mir ebenfalls, Amen!“
(Illustrierter Beobachter.)

„Also, höre mal, Liebling, Vati und ich gehen noch ein wenig spazieren und kommen bald wieder. Geh brav ins Bett. Du bist ja auch nicht allein, Minna ist in der Küche und muß das Huhn ausnehmen. Dein guter Schutzengel wacht an deinem Bettchen!“

Der kleine Fritz ist aber mit dieser Abendeinteilung gar nicht einverstanden und macht folgenden Gegenvorschlag: „Mutti, sag doch der Minna, sie soll bei mir sitzen, der Schutzengel kann ja dafür in die Küche gehen und das Huhn ausnehmen!“
(Koralle.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf.
Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Schriftleitung und Geschäftsstelle: Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Straße 69.
Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 10211, Fernverkehr 10231. — D. A. 8500.
„Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Ludwig-Knickmann-Straße 69, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unerlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Haftung übernommen.

thyssenkrupp Corporate Archives